

FREIHAFEN

WIR. HIER. JETZT.



Hamburg von unten

IMPRESSUM

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084679
Fax: 040-60084681
Mail: mail@freihafen.org
Web : <http://www.freihafen.org>

Herausgeber

Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084680
Fax: 040-60084681
Mail: mail@jphh.de
Web: <http://www.jphh.de>

Chefredaktion

Christoph Hanssen
Sarah Benecke (V.i.S.d.P.)
chefredaktion@freihafen.org

Layout

Jonathan Stöterau
Oliver Krumm
Wolfgang Denzler
grafik@freihafen.org

Titelfoto

Jennifer Mira Ackermann

Fotoredaktion

Jennifer Mira Ackermann
Jonathan Stöterau
Lina Brion
Tilman Höffken
Wolfgang Denzler
fotoredaktion@freihafen.org

Öffentlichkeitsarbeit

Jana Kischkat
Oskar Piegsa
Wolfgang Denzler
presse@freihafen.org

Internetauftritt

Maurice Renck
webmaster@freihafen.org

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH &
Co KG
Zeppelinstrasse 24
21337 Lüneburg

Erscheinung

10x jährlich

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der
Freien und Hansestadt Hamburg;
Eigenvertrieb
vertrieb@freihafen.org

Auslageplätze

An den weiterführenden Schulen
Hamburgs, den Universitäten,
Jugendbildungsstätten und ausge-
wählten Cafés

Anzeigenbetreuung

Anne Spies
Annina Loets
Katharina Rettke
Liv Pedersen
Nico Semsrott
Sarah Benecke
Sebastian Olényi
Tilman Höffken
anzeigen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Antonia Bauer (T)
Guo Xu (F&T)
Jana Kischkat (F&T)
Jennifer Mira Ackermann (F)
Johannes Hünig (F)
Lina Brion (F&T)
Liv Pedersen (F)
Nina-Kathrin Wienkoop (T)
Oskar Piegsa (T)
Sarah Benecke (T)
Simon Kerbusk (F&T)
Tilman Höffken (F&T)
Tung Nguyen (T)
Wolfgang Denzler (F)

Auflage

20.000 Exemplare

Hinweise auf externe Bildrechte
sind bei den jeweiligen Fotos
angegeben.

Wir danken allen, die sich an
FREIHAFEN beteiligt haben und
besonders den Außenstehenden,
die Verständnis für den enormen
Zeitaufwand des Projektes gezeigt
haben. Außerdem danken wir
der Behörde für Bildung und
Sport, der SchülerInnenkammer,
der Jungen Presse Hamburg und
der Arbeitsgemeinschaft freier
Jugendverbände Hamburg (AGfJ)
für die gute Zusammenarbeit.

Ein besonderer Dank geht an die hübschen Titel-Models:

Anne Andresen
Lina Brion
Liv Petersen,
Malte Hildebrandt

Anzeigen



move!
Das SAGA GWG Sportprogramm

16.9.2005
**Die lange Nacht
des Sports**

Fußball, Basketball und Volleyball
Freitag, 16. September 2005
22.30 – 4.00 Uhr
Bezirkssporthalle Chemnitzstraße,
Eingang Thedestraße

In Kooperation mit „Straßenpflaster“
und GWA St. Pauli
Genauere Starttermine und aktuelle
Informationen im Internet unter
www.saga-gwg.de

SAGA^{GWG}
Mehr Hamburg



FREIHAFEN

- Hamburgweit und kostenlos
- Erhältlich an allen weiterführenden
Schulen, den Universitäten und
ausgewählten Cafés
- Jugendlich und ehrenamtlich
- Auflage von 20.000 Exemplaren
- Ein Projekt von Jugendlichen für
Jugendliche: Wir erreichen die
Zielgruppe direkt
- Unterstützen Sie freien und
unabhängigen Jugendjournalismus

**Und wann schalten
Sie ?**

anzeigen@freihafen.org | fon: 040-600 84 679

HUMMEL HUMMEL

Willkommen zurück!

Hamburg, gutes altes Hamburg. Nach Karibikstrand, Palmen und viel zu vielen Cocktails doch schön, wieder zurück zu sein. Alles zu kennen, jeden letzten Winkel, Herr der Lage zu sein. Oder? Was gibt es alles an Hamburg, das wir nie wussten? FREIHAFEN hat sich für euch auf die Suche gemacht und ganz neue Lichter in die Dunkelheit der Ahnungslosigkeit gebracht. Der Bahnhof Jungfernstieg ist nicht bloß ein Bahnhof. Aus der Kanalisation werden bisweilen auch Kinderwagen gefischt. Und wer hätte in Altona eine Moschee vermutet?

Um den Horizont noch ein bisschen zu erweitern, machten sich zwei unserer Redakteure auf den Weg gen Osten: Oskar Piegsa reiste in die ostdeutsche Provinz, Guo Xu wagte sich weiter ins ferne China. Und - obwohl eigentlich nicht zu vergleichen - beiderorts sah es nicht allzu rosig aus für die Jugend.

Ende Juni bekamen wir spannenden Besuch: Drei Kollegen aus dem ostafrikanischen Burkina Faso reisten nach Hamburg, um sich zu informieren und sich einmal genauer umzusehen. In Burkina Faso produzieren sie gemeinsam mit anderen ein Jugendmagazin namens "L'oeil des jeunes" ("Das Auge der Jugendlichen") - trotz politischen Drucks und schwieriger finanzieller Bedingungen. Sie möchten damit hauptsächlich Aufklärungsarbeit betreiben und informieren Jugendliche über Verhütung, AIDS oder Mobbing am Arbeitsplatz. In der letzten Ausgabe aber widmeten sie gleich eine ganze Doppelseite ihrem Besuch bei FREIHAFEN. Wer der französischen Sprache mächtig ist und sich selbst überzeugen möchte: <http://www.freihafen.org/ldesjeunes.pdf>

Viel Spaß beim Entdecken!

Eure FREIHAFEN-Redaktion

P.S.: Übrigens, mit dieser Ausgabe gibt es FREIHAFEN nun schon ein halbes Jahr. Wir finden's gut. Wie findet ihr's? Lasst es uns wissen und schickt uns eure Vorschläge, Verrisse und Lobhudeleien an leserbriefe@freihafen.org!



Fischmarkt
Titel
Besuch im Sielmuseum – 4
Flitterwochen auf Pflastersteinen – 6
Vergessene Bunker – 8
Reclaim the Underground! – 10
Speicherstadt
Wissen
Politik im Netz – 11
Zwischen Intelligenz und Wahnsinn – 12
Die Leiden des alten Goethe – 13
Elbbrücken
Außerhamburgisches
Pivo tanzen in Prag – 14
Jugendkulturen in Meck-Pomm – 16
Eine Reise nach Lianshui – 18
Hamburg City
Innerhamburgisches
Auf der Suche nach Altonas Moschee – 20
Große Freiheit
Kultur
Luftgitarren. Seifenblasen. Atemnot. – 22
Zelebrierte Melancholie – 24
Millerntor
Sport
Das Spiel und der Tod – 26
Jugendarbeit in Mümmelmansberg – 27

„Und dann fließt die Schiete unter uns durch“



Was mit Fäkalien und Abwasser passiert, nachdem die Klospülung gedrückt und der Badewannenstöpsel gezogen wurde, bekommt man selten zu sehen. Das Sielmuseum an den Landungsbrücken zeigt es – und stellt aus, was sonst noch so durch die Kanalisation schwimmt.

Simon Kerbusk
simon@freihafen.org

Schiete' ist ein Kompromiss. Das klingt nicht zu vulgär und nicht zu abstrakt. Es gibt unzählige Begriffe für das, was aus Hamburgs Klos in die Siele der Stadtentwässerung geleitet wird. Susanne Grot-Claußen, Museumsführerin im Sielmuseum an den Landungsbrücken, kennt eine Menge davon. ‚Scheiße‘ sagt man nicht, ‚Fäkalien‘ ist so künstlich und der ‚menschliche Kot‘ klingt auch irgendwie komisch. „Schiete ist da schon etwas netter“, findet sie und verspricht den Besuchern, heute eine Gruppe

Sieben- bis Zehnjähriger aus der Kinder-

„Bei uns kommt nur noch braune Suppe an“

tagesstätte Eidelstedt: „Gleich gehen wir runter in die Bootskammer unter der Erde, dann werden wir auf eine Brücke raufgehen, und dann fließt die Schiete direkt unter uns durch.“ Als Besucher im Hamburger Sielmuseum wirft man einen Blick in die Unterwelt. Dort wird ein Ausschnitt des 5400 Kilometer langen Netzes aus kleinen Sielen und großen Stammsielen sichtbar, das das Hamburger Abwasser in die Klärwerke transportiert. Jeder Hamburger und jede Hamburgerin bringt es im Durchschnitt

jeden Tag auf rund 120 Liter Abwasser. Es kommt aus Klo und Waschbecken, Badewanne und Dusche, Geschirrspüler und Waschmaschine, wird in den Abflussrohren und Sielen gesammelt und quer durch die Stadt gepumpt. Susanne Grot-Claußen und ihre KollegInnen im Sielmuseum erklären, wie das Abwasser dann viele Reinigungsstufen durchläuft und schließlich in die Elbe geleitet wird. Toilettenpapier und andere große Gegenstände werden mit sogenannten Rechenanlagen aus dem Wasser gefiltert, im Sandfang und im Vorklärbecken werden bei geringer Fließgeschwindigkeit der schwere, zu Boden sinkende Sand und

andere Feststoffe abgesaugt, schließlich übernehmen Bakterien das Zersetzen von Schadstoffen. Seit gut 160 Jahren hat Hamburg ein Kanalisationssystem, damals allerdings wurden die gesammelten Abwässer ungeklärt in die Elbe geleitet. Die historischen Siele sind zwar mittlerweile durch moderne ergänzt worden, viele der alten Anlagen sind aber noch in Betrieb. Eine davon kann im Sielmuseum besichtigt werden. Die kleinen Besucher aus Eidelstedt

bekommen leuchtend gelbe Schutzhelme aufgesetzt, dann kann es runter gehen in die historische Bootskammer. In dem dunklen Gewölbe fließen zwei alte Siele zusammen. Die Bootskammer hat ihren Namen bekommen, da hier Inspektionsfahrten mit Booten durch das Abwassersystem endeten und manchmal auch noch heute enden. Hier also fließt die Schiete durch. Sehen kann man das nicht so gut. Susanne Groth-Claußen erklärt: „Wenn die Schiete so viele Kilometer durch die Kanalisation geflossen ist, dann kommt bei uns nur noch so eine braune Suppe an.“ Der Geruch entschädigt für die fehlenden optischen Eindrücke. Es stinkt gewaltig. Hier seien schon Lehrerinnen kreischend rausgelaufen, heißt es. Heute halten alle tapfer durch.

Etwa 10.000 Besucher lassen sich jedes Jahr durch das Sielmuseum führen. Meist sind es Schulklassen oder Jugendgruppen, aber auch Privatleute mit Interesse an der Unterwelt. Besonders bei Kindern und Jugendlichen versuche man, mit den Führungen auch Umwelterziehung zu ver-

Jeder Hamburger bringt es auf rund 120 Liter Abwasser pro Tag



binden, erzählt Grot-Claußen. Denn was die Rechenanlagen alles aus dem Wasser fischen, das eigentlich nie in einem Abflussrohr hätte landen dürfen, ist beeindruckend. Über Jahrzehnte haben die Mitarbeiter der Stadtentwäs-



serung kuriose Gegenstände gesammelt und im Sielmuseum ausgestellt. Dazu gehören Gebisse, Brillen, Pflastersteine, Kinderwagen, Unterwäschemoden der vergangenen Jahre, Spielzeug, Handstaubsauger, auch ein menschlicher Schädel wurde schon gefunden. Nach großen Volksfesten wie dem Hafengeburtstag finden sich oft zahlreiche Portemonnaies in den Abwasserfluten, Taschendiebe schmeißen die leeren Geldbeutel in Gullys, die Rechenanlagen fischen sie aus der braunen Suppe. In Toiletten geschüttete Essensreste sorgen dafür, dass gelegentlich auch tote Ratten im Abwasser mitschwimmen. Bevor die kleinen Besucher die gelben Helme absetzen, die Hände waschen und die Pausenbrottüte auspacken, tut Susanne Grot-Claußen also etwas für die Umwelterziehung. „Fünf Dinge gehören ins Klo, mehr nicht. Na, wer weiß, welche das sind?“ Sofort kommen die Antworten, wie aus der Pistole geschossen: „Pieschi!“, „Wasser!“, „Kacke!“, „Klopapier!“. Nur beim letzten muss Grot-Claußen ein bisschen helfen, „Kotze“ fehlt noch. Als

Auch Gebisse, Brillen und Kinderwagen finden sich im Abwasser

einer eifrig „Müll!“, ruft verzieht sie das Gesicht und schüttelt den Kopf, die anderen rufen sofort: „Nein, Müll gehört da doch nicht rein!“. „Genau“, sagt Grot-Claußen und lächelt zufrieden. Die Botschaft ist angekommen.



Fotos: Simon Kerbusk

Flitterwochen auf Pflastersteinen



Fotos: Johannes Hüning

Antonia Bauer
antonia@freihafen.org

Ein Backsteinhaus, ein bisschen Grün vor der Tür und ein Klingelschild mit dem eigenen Namen darauf. So sieht Glück für Steffi und Gerd aus. Ein Leben, von dem die beiden nicht zu träumen gewagt hätten, denn vor einem Jahr lebten sie noch auf der Straße.

Das Sofa hat Vorgeschichte. Es quietscht ein bisschen, als Gerd sich darauf setzt. Er schaut nachdenklich aus dem Wohnzimmerfenster und drückt dann Steffis Hand. „Die ganzen Herzen da, die sind alle für meine Frau“, sagt der 51-Jährige und deutet auf die Zimmerwand, die über und über mit Stoff- und Lebkuchenherzen, wie man sie auf dem Dom findet, behängt ist. Hier müssen zwei wohnen, die sich lieben und keinen Hehl daraus machen, es zu zeigen. Zwei, denen es egal ist, was andere denken. Denn sie haben es schon allen gezeigt.

Kennen gelernt haben sich Steffi und Gerd am Hauptbahnhof. Steffi arbeitete damals im Stadt-service, hielt die Plätze ordentlich und gab Auskünfte. Als er sie ansprach, trug sie ihre blaue Uniform, und Gerd, seit seiner Jugend obdachlos, hatte den Tag wie immer auf der Straße verbracht. Sie redeten und redeten - bis es für Steffi zu spät war, nach Hause zu fahren. „Bleib bei mir“, sagte er. Und sie blieb. Dass es nicht die einzige Nacht werden sollte, die sie auf der Straße, auf Pflaster-

steinen zwischen Schlafsäcken und Zeitungstapeln verbringen würde, ahnte die damals 26-Jährige nicht. „So unschuldig war ich damals“, sagt Steffi, „dass ich gar nicht wusste, was er meint, als er erklärt hat, er sei ‚auf der Platte‘ zu Hause“.

Kaum zwei Wochen später machte er ihr einen Antrag. Keine Rosen, kein Sonnenuntergang und im Hintergrund nur die klassische Musik, die eigentlich die Obdachlosen in den Bahnhofschächten vom Schlafen abhalten soll. Steffi

war das alles egal, sie sagte ja. Als kleines Mädchen hatte ihre Mutter immer gesagt: „Such dir einen reichen Mann, Steffi, einen, der dir was bieten kann“, erinnert sie sich. Aber heute weiß sie: „Wenn du verliebt bist, so verliebt, dass du denkst, ein Blitz schlägt ein, dann kannst du nichts machen“.

Zur Hochzeit auf der Straße vor dem Standesamt kamen die Kumpel von Gerd und die Polizei. Nicht aber, um die Hochzeitsgesellschaft zu verjagen, sondern zum Gratulieren. Gerd machte einen Nudelsalat, Steffi suchte ihm einen Anzug, seinen ersten, aus dem Secondhand-Shop aus. „Haste mal ´n Ring?“, schrieb die BILD-Zeitung über die

„Obdachlosenhochzeit“ und alles sah irgendwie so schön nach Happy End aus. Die junge Frau mit den blonden Locken und der Obdachlose, eine Geschichte zum Träumen.

Es war kaum zwei Wochen später, als alles in sich zusammenbrach. Eines Tages, als sie in die ehemalige Wohnung von Steffis Mutter zurückkamen, passte der Schlüssel nicht mehr. Die Wohnung war zwangsgeräumt worden. Alles, was Steffi je besessen hatte, war weg. Eine eigene Wohnung hatte Steffi nicht, ihren Job musste sie schon vor der Hochzeit aufgeben. Zu groß war die Angst vor den Kollegen. ‚Mobbing‘ nennt man so etwas. Doch als die Mutter krank wurde und betreut werden musste, durfte Steffi nicht mehr in der Wohnung bleiben. Dabei waren sie doch gerade über das Wochenende bei Gerd's Eltern gewesen, er wollte ihnen, die solange nichts mehr von ihm gehört hatten, seine junge hübsche Frau vorstellen. Und jetzt: Job weg, Wohnung weg, nicht mal ihr Fahrrad war noch da.

Alles, was noch von ihrem großen Traum übrig war, waren die Verlobungsringe aus dem Sonderangebot. „Man denkt immer, das kann einem nie passieren. Doch auf einmal stürzt du ab, wie wenn bei einem Aufzug die Seile reißen“, sagt Steffi nachdenklich, „auf einmal bist du ganz unten“.

Statt in die Flitterwochen mussten sie auf die Pflastersteine. Gerd kannte sich dort schon aus. Nach 29 Jahren auf der Straße wusste er, wo die

Nachwächter vor den Kaufhäusern mal ein Auge zudrücken und wo man ein warmes Essen bekommt. Die Straße war sein zu Hause, doch Steffi konnte sich nie daran gewöhnen: Die verächtlichen Blicke der Passanten, die Kälte, die durch alle Kleidungsschichten zieht und immer auf das Mitleid anderer angewiesen zu sein. Die Platte ist hart. „Jeden Morgen muss man aufstehen und neu anfangen, zu kämpfen“, erinnert sich Steffi. Doch die beiden waren zusammen, jeden Tag, jede Nacht. „Ohne Gerd hätte ich das nicht durchgehalten.“ Er wich nicht von ihrer Seite. „Ich hab schnell gemerkt“, erzählt Gerd und zieht dabei an seiner Selbstgedrehten, „dass die Straße für mein Mädchen nichts war“.

Jeden Morgen aufstehen und neu anfangen, zu kämpfen

Für die Winterzeit bewarben sie sich für einen Wohncontainer der Tagesaufenthaltsstätte FH Rauhes Haus, ein Obdachlosenprojekt, das von Sozialpädagogikstudenten betreut wird. Auf neun Quadratmetern wurde Gerd, der sein Leben auf der Straße verbracht und sich nie nach einem Reihenhause mit Vorgarten gesehnt hat, häuslich. Ihr kleines Zuhause war mit Kuschtieren und Lichterketten verziert. Nach dem Winter waren sie wild entschlossen, nicht mehr zurück auf die Straße zu gehen. Aber welcher Vermieter nimmt zwei Ob-



dachlose ohne festen Job? Doch sie hatten Unterstützung. Polizeihauptkommissar Peter Stapelfeld kennt Gerd schon fast seit zwanzig Jahren von der Streife über die Hamburger Straßen. Er nahm sich der Geschichte der beiden an und half ihnen bei der Wohnungssuche.

Arbeitslosengeld und der Lohn vom Verkauf der Obdachlosen-Zeitschrift Hinz&Kunzt bringt nicht viel, aber es reicht zum Leben und es reicht zum Glücklichein. „Ich glaube an euch. Ich möchte euch nie wieder auf der Platte sehen“, steht auf einem Bild, dass Kommissar Peter Stapelfeld ihnen zum Einzug geschenkt hat. Steffi hat es über das Sofa gehängt und mit Schutzengeln verziert. „Egal, was noch kommt“, sagt Steffi, „die härteste Prüfung haben wir schon bestanden“.

Anzeige

DIE ALTERNATIVE ZUR UNIVERSITÄT

Die 3-jährigen international ausgerichteten und praxisnahen Studiengänge am Euro-Business-College Hamburg kombinieren hohe fremdsprachliche Kompetenz mit einer beruflichen Fachqualifikation. Sie tragen in besonderer Weise der europäischen und globalen Öffnung der Wirtschaft Rechnung. Mit den Abschlüssen der European Management Academy und zum Bachelor of Arts (Honours) der University of Sunderland (laut „The Guardian“ 05/01 „best new university in England“ und laut „The Times“ 12/01 „best new university in the UK für research“) schaffen sich die Absolventen eine hervorragende Basis für breite berufliche Entwicklungsmöglichkeiten im In- und Ausland. Das Ausbildungskonzept ist kompakt, praxis- und leistungsorientiert, mit internationalem Bezug. Es ist die Antwort auf international veränderte Arbeitsmärkte.

- Internationale Betriebswirtschaft
- Internationale Betriebswirtschaft - Ostasien
- Tourismus- & Event-Management
- Tourismus- & Event-Management - Ostasien
- Internationales Logistik-Management

Hühnerposten 12 · 20097 Hamburg
Telefon 040 3233700 · Fax 32337020
info@ebc.hamburg.eso.de



www.hamburg.euro-business-college.de

Weitere Standorte: Berlin, Bielefeld, Bonn, Dresden, Düsseldorf, Jena und München



Persönlich · International · Praxisnah · Zügig

Vergessene Bunker

In und unter Hamburg stehen noch heute Reste Hunderter Luftschutzbunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Die meisten von ihnen sind weitgehend unbeachtet oder vergessen. Die Hobbyforscher von lostplaces.de haben FREIHAFEN einen Blick unter Hamburg werfen lassen.

Simon Kerbusk
simon@freihafen.org

Eine Treppe, eine schwere Stahltür, zwei lange, röhrenförmige Tunnel, zwei lange Bänke, ein Notausgang mit Leiter, eine Gasschleuse, schwache Beleuchtung, sonst nichts. Der Röhrenbunker in der Tarpenbekstraße in Eimsbüttel ist wie Hunderte ähnliche Bunker nur mit dem Allernötigsten ausgestattet.

Die Decke ist 80cm dick. „Wenn hier eine Bombe rauffällt, möchte ich nicht in diesem Bunker sein.“, sagt Klaus Pinker, Hobbyforscher der Interessengemeinschaft lostplaces.de. Gemeinsam mit Gleichgesinnten forscht er in seiner Freizeit an alten Industrieanlagen und Festungsbauten, Bunker sind sein Spezialgebiet. Solche Röhrenbunker haben einen direkten Bombenstandhalten können, aber die Insassen seien immerhin vor umherfliegenden Splittern und den Trümmern einstürzender Häuser sicher gewesen, erzählt Pinker. Gebaut im Zweiten Weltkrieg, sollte der Bunker die Menschen nur schützen, solange ein Angriff dauerte. Es gibt keine Lagerräume für Lebensmittel, keine großen Trinkwasservorräte. Ein Röhrenbunker war auf wenige Stunden Schutz ausgerichtet.

Heute haben die Röhrenbunker keine Funktion mehr, nach dem Krieg sind viele in Vergessenheit geraten - mancher war allerdings schlau und dreist genug, sie für sich zu nutzen. So war der Bunker in der Tarpenbekstraße nach dem Krieg Lager für einen Lumpensammler, später dann Location für eine Musikgruppe. Das hat seine Spuren hinterlassen. Heute gibt es kaum noch original erhaltene Bunker.

Die Hobbyforscher versuchen trotzdem, die Geschichten der Bauwerke zu rekonstruieren, ihre Lebensläufe kennen zu lernen. Denn die sind enorm vielfältig. So gibt es neben den klassischen Luftschutzbunkern unter der Erde auch Hochbunker, die im Hamburger Stadtbild kaum auffallen. So könnte man die runden Zombeck-Türme, die überall in der Stadt zu finden sind, auch für Wassertürme oder Lager halten. Tatsächlich sind es ehemalige Bunker - heute sind Möbelgeschäfte, Kneipen und Sportvereine darin untergekommen. Die Faszination, welche die alten Bauten auf Bun-



Foto: Simon Kerbusk

ker-Begeisterte wie Klaus Pinker ausüben, lässt sich aber am besten nachvollziehen, wenn man selbst in gut erhaltenen Bunkeranlagen ist. Ein alter OP-Bunker in Altona, in dem während des Krieges operiert und entbunden wurde, ist mittlerweile in Privatbesitz.

Der Besitzer hat die verbleibenden Originalteile unter der 1,40m dicken, bombensicheren Decke aber erhalten, und so stehen dort noch immer zimmergroße Dieselanlagen, riesige Batterien, ein alter Brunnen. „In manchen alten Bunkern ist es dunkel. Museum, hell und trocken.“, sagt Klaus Pinker. Hier kann man die Geschichte rade weil aber zu dieser Geschichte auch Krieg und Bomben gehören, arbeiten die Hobbyforscher an der Erhaltung der Bunker.

„Wenn hier eine Bombe rauffällt, möchte ich nicht drin sein“

Im Interview mit FREIHAFEN fragen sie: „Wie wollen sonst Ihre Kinder Ihren Enkelkindern bildhaft erklären, wie es damals war?“. Außerdem sprechen sie über das Thema Bunker in den Medien und den Luftschutz von heute.

Luftschutzturm vom Typ Zombeck



Grafik: Sammlung Michael Grube

FREIHAFEN: Herr Pinker, Sie forschen mit Gleichgesinnten in Ihrer Freizeit an alten, verlassenen Hamburger Bunkern aus dem 2. Weltkrieg und dem Kalten Krieg. Sind Sie ein Abenteurer?

Klaus Pinker: Nein, mit Abenteuerlust hat das nichts zu tun. Abenteuer lieben wir überhaupt nicht. Das hört sich immer so ein bisschen nach Illegalität an, bei Dunkelheit irgendwo eindringen oder ähnliches. Wir verstehen uns als ernsthafte Heimatforscher. Wir spielen mit offenen Karten.

Haben Sie auch schon mal Anfragen von Leuten aus der rechten Szene bekommen, die Hinweise auf alte Nazibunker wollten?

Michael Grube: Ja, das gibt's mal. Aber solche Leute kriegen dann schlicht eine Absage. Mit der rechten Szene wollen wir nichts zu tun haben. Bunker sind für uns keine Kultobjekte oder so was. Sie sind einfach technisch und geschichtlich ungeheuer interessant. Leider wird man als Bunker-Interessierter manchmal mit solchen Menschen in eine Ecke gestellt.

Wie kommt das?

Michael Grube: In der öffentlichen Wahrnehmung gibt es einfach diesen seltsamen Zusammenhang: Wer sich für die Geschichte des Dritten Reichs interessiert, und da gehören Bunker dazu, der muss irgendwie rechts sein. Das ist natürlich Quatsch. Hinzu kommen die Medien. Bunker haben nichts mit Sex, Kannibalismus oder anderen quotenträchtigen Themen zu tun. Wenn trotzdem ein Beitrag zum Thema Bunker verkauft werden muss, dann werden wir Hobbyhistoriker eben gern in die Ecke von skurrilen Idioten oder rechten Typen gesteckt.

Wie steht es um die Bunker heute?

Klaus Pinker: Insgesamt ist die Zeit der Bunker gezählt. Es werden immer mehr Bunker abgerissen oder total umgebaut, Hochbunker werden mit Penthäusern auf dem Dach versehen, Etagen werden in den Bunkern eingebaut.

Michael Grube: Die alten Bunker sind gegen moderne, schwere Bomben oder radioaktive Angriffe nicht sicher. Die schützen allenfalls noch vor einer Druckwelle. Und gegen Terrorismus kann man sich mit Bunkern ohnehin nicht schützen.

Gibt es denn heute moderne Zivilschutzbunker?

Klaus Pinker: Nur noch für etwa drei Prozent der Bevölkerung. Einige S-Bahnhöfe könnten als Bunker genutzt werden. Zum Beispiel die Haltestellen Harburg Rathaus und Jungfernstieg.

Michael Grube: Bei so wenig Plätzen gilt dann: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Da gibt es keine Bevorzugung von Eliten oder so was, wie manche Verschwörungstheoretiker meinen.

Was für einen Sinn hat es, die alten Bunker zu erhalten, wenn sie vor nichts mehr schützen können?

Michael Grube: Die Bunker sind ein Stück Geschichte. Wenn jetzt alles weggeschoben wird, was böse war oder hässlich, wie wollen Ihre Kinder dann Ihren Enkelkindern bildhaft erklären, wie es damals war?

Klaus Pinker: Es geht ja nicht darum, sämtliche Bunker nun für alle Ewigkeit zu erhalten. Das wäre unsinnig. Aber es wäre sinnvoll, Beispiele zu erhalten. Verschiedene Bunker-Typen oder Besonderheiten - auch bei Bunkern hat es so etwas wie Kunst am Bau gegeben.

Was halten Sie von der kulturellen Nutzung von Weltkriegsbunkern?

Michael Grube: Das ist auch in Ordnung. Das bietet sich ja auch an. Wenn Stadtteilarchive oder Kulturinitiativen einen Teil erhalten, vielleicht ein Stockwerk mit Originaleinrichtung und den Rest nutzt man für Veranstaltungen, dann kann das eine ja das andere erlauben und auch ergänzen.



Foto: Simon Kerbusch

Die Hobbyhistoriker Christel Grube, Klaus Pinker und Michael Grube im Dieselraum eines alten OP-Bunkers aus dem 2. Weltkrieg: „Bunker sind für uns keine Kultobjekte“.

Reclaim the Underground!

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

Eine öffentlich gewürdigte architektonische Disziplin war der Tiefbau nie. Das könnte sich jetzt ändern: In Amerika interessieren sich die „Urban Explorer“ vor allem für unterirdische Sehenswürdigkeiten. Legal ist das nur in den seltensten Fällen.

Der Eiffelturm, das Empire State Building, selbst unser Michel – es ist kaum verwunderlich, dass sich Sightseeing stets um exponierte Sehenswürdigkeiten dreht. Was gesehen werden soll, muss leicht gesehen werden können. Da unterscheiden sich Stadtbesichtigungen nicht groß von Geisterbahnen, die auch ihre besten Monster immer außen angebracht haben – und ein unangenehmes Gefühl hinterlassen, wenn man damit fertig ist: Was das alles? Das Erleben der eigenen Stadt findet anders statt: Wenn bei sommerlichen Temperaturen das Rad statt der U-Bahn benutzt wird, ist manchmal erstaunlich, was man zwischen Start- und Zielpunkt alles entdecken kann.

Die waren Hot-Spots der Cities entdeckt man aber auf beide im Wortsinn oberflächliche Arten der Stadtbesichtigung nicht, glauben die Urban Explorer. Sie gehen gezielt dorthin, wo sie nicht hingehen sollen: In die Keller verfallender Fabriken, in verlassene Raketensilos oder tote U-Bahn-Tunnel. Denn nur weil etwas von der Allgemeinheit für wertlos befunden und hinter Zäunen und Vorhängeschlössern dem Verfall preisgegeben wird, muss es ja noch lange nicht langweilig sein.

Ein bisschen erinnert das an Reclaim The Streets, die Parole unter der Politaktivisten Straßenparties oder Spontandemos veranstalten, um symbolisch den öffentlichen Raum zurückzuerobern, den die politischen und wirtschaftlichen Eliten – entgegen dessen eigentlicher Bestimmung – unter sich aufteilen (vgl. Schanzenpark). Dieser politische Beigeschmack ist von den Urban Explorern jedoch nicht immer gewollt. „Wir wollen den Staat nicht zerschlagen“, meint Ninjalicious, „wir ignorieren nur seine Ratschläge in Sachgebieten von denen er keine Ahnung hat.“ Folglich veröffentlicht er in der passenderweise „Infiltration“ betitelten Fachzeitschrift unter anderem Tipps, wie man Warn- und Verbotsschilder am besten ignoriert. Mit seinem flexiblen Unrechtsverständnis ist er in den Halbschatten der Unterwelt in guter Gesellschaft. Im FAQ der Infiltration-Website antwortet ein Explorer namens Dave auf die Frage ob Urban Exploring nicht gefährlich sei: „Man sollte sich bewusst sein,

dass auf verlassenen Industriegeländen giftige Chemikalien gelagert werden können. Ich kenne mehrere verlassene Lagerhallen, die als illegale Sondermülldeponien missbraucht werden.“ Er rät daher: Mundschutz mit Luftfilter tragen, Arbeitshandschuhe und Erste-Hilfe-Koffer sollten auch dabei sein und via Walkie-Talkie muss immer jemand erreichbar sein, der einen retten kann, sollte man einmal feststecken. Taschenlampe und Boots sind selbstverständlich. Wie man derart ausgestattet dem gelegentlich auftauchenden Wachmann noch erklären kann nur der verirrte Pizzabote zu

sein, lässt Dave allerdings offen. Dafür ist der Untergrund Tourismus sogar lukrativ, wie Galerien mit Fotos von vereinsamten Kellern und U-Bahnschächten vermuten lassen. Von den Tunneln der gescheiterten Hamburger Linie U4 (tote Gleisbuchten finden sich u.A. noch

„Wir wollen den Staat nicht zerschlagen, wir ignorieren nur seine Ratschläge.“

an der Haltestelle Jungfernstieg) gibt es solche Fotos übrigens noch nicht. Vielleicht ist es an der Zeit sie zu machen.

Als Urban Explorer daran zu erinnern, dass die U4, die jetzt gegen alle Ratschläge vom Bund in Richtung Hafencity gebaut werden soll, schon mal ein finanzieller Flop war, wäre wieder genuin politisch.



Foto: Wolfgang Denzler



Foto: Simon Kerbusk

Politik im Netz

Längst haben Politik und Wahlkampf das Internet erreicht. Verstärkt wollen überparteiliche Websites mehr Transparenz schaffen und die Wähler bei ihrer Entscheidung beraten. Die Entwicklung steht noch am Anfang - die ersten Erfolge aber sind beachtlich.

Gregor Hackmack (rechts im Bild), 27, und Boris Hekele, 26, staunten nicht schlecht. Als am 3. August um Mitternacht das von ihnen initiierte Online-Projekt kandidatenwatch.de online ging, brach unter dem gewaltigen Ansturm der User schon nach kurzer Zeit der Server zusammen. Das Problem ist mittlerweile behoben, die Internetseite läuft nun über vier Server, die Nachfrage ist nach wie vor groß. Das Angebot von Kandidatenwatch: Die Direktkandidaten für den Bundestag aus dem eigenen Wahlkreis über die Postleitzahl finden und ihnen direkt online Fragen stellen. Fragen und Antworten werden auf der Homepage veröffentlicht. Das Projekt wird ernst genommen: Nach drei Wochen hatten die Kandidaten bereits mehr als 3000 Fra-

gen beantwortet. An Online-Kampagnen der großen Parteien, politische Weblogs, Chats und Newsletter haben sich die Internet-User mittlerweile gewöhnt. Relativ neu sind Internetseiten, die eine Art Politik-Service für den Nutzer anbieten. Wer nicht weiß, was er wählen soll, findet mittlerweile im Internet jede Menge Orientierung. Schon zur Bundestagswahl 2002 wurde der „Wahl-o-mat“ der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) populär. Nach Angaben der bpb ließen sich rund 3,6 Millionen Nutzer jeweils zwanzig Fragen stellen, um anschließend dargelegt zu bekommen, welches Parteiprogramm die meisten Überschneidungen mit der eigenen Meinung hatte. Seitdem hat es den Wahl-o-Mat für Landtags- und Europawahlen gegeben, nun gibt es wieder eine neue Ausgabe zur Bundestagswahl.

Simon Kerbusk
simon@freihafen.org

Nach der Beratung für die Zweitstimme durch den Wahl-o-mat folgt mit Kandidatenwatch nun die Orientierungshilfe für die Erststimme. Das Angebot beschränkt sich jedoch nicht nur auf Wahlempfehlungen: Auf Websites wie www.ich-gehe-nicht-hin.de legen Nichtwähler ihre Gründe dar, warum sie am 18. September zu Hause bleiben. Die Beiträge reichen von simplen Stammtischparolen bis zu differenzierten Begründungen.

Die Effekte des Politik-Booms im Internet auf die politische Kultur sind nun auch in das Interesse der Wissenschaft gerückt. Eine erste Erkenntnis: Politische Kommunikation im Internet ist nicht nur eine kurzfristige Modeerscheinung. Zwar verdrängt sie nicht die klassischen Kommunikationswege, aber das Interesse ebbt auch nicht nach kurzer Zeit ab: „Die Menge der Bürger, die sich im Internet informieren oder online in Kontakt mit Politikern treten, bleibt in etwa gleich groß.“, haben Markus Seifert und seine Kollegen von der Technischen Universität Ilmenau durch Befragungen in den vergangenen vier Jahren festgestellt. Dabei kam auch heraus: Die Nutzer politischer Internetseiten sind jung,

Nach drei Wochen hatten die Kandidaten bereits mehr als 3000 Fragen beantwortet.

gebildet und ohnehin politisch interessiert und in ihrer Meinung gefestigt - eine ernüchternde Erkenntnis für den Einfluss von Beratungsseiten auf die Wahl. So erscheint es nicht weiter verwunderlich, dass auch bei einer Umfrage unter den Nutzern des Wahl-o-Mats zur Landtagswahl in Bayern 2003 nur zehn Prozent der Befragten angaben, durch den Wahl-o-Mat ihre Stimmabsicht ändern zu wollen. Der Großteil der Nutzer war schlicht neugierig und wurde in seinen Erwartungen bestätigt.

Für Gregor Hackmack geht es jedoch nicht nur darum, Hilfe bei der Wahlentscheidung zu bieten. Ein wichtiges Ziel sei es vor allem, Vorurteile und Distanz zwischen Politikern und Bürgern abzubauen. So ist das Projekt Kandidatenwatch auch nach der Bundestagswahl nicht zwangsläufig beendet. Sollte sich die Finanzierung aus Spenden und Kostenbeteiligungen der Kandidaten als stabil erweisen, sollen auch in Zukunft das Abstimmungsverhalten jedes einzelnen Abgeordneten im Bundestag dokumentiert und Fragestellungen online ermöglicht werden.

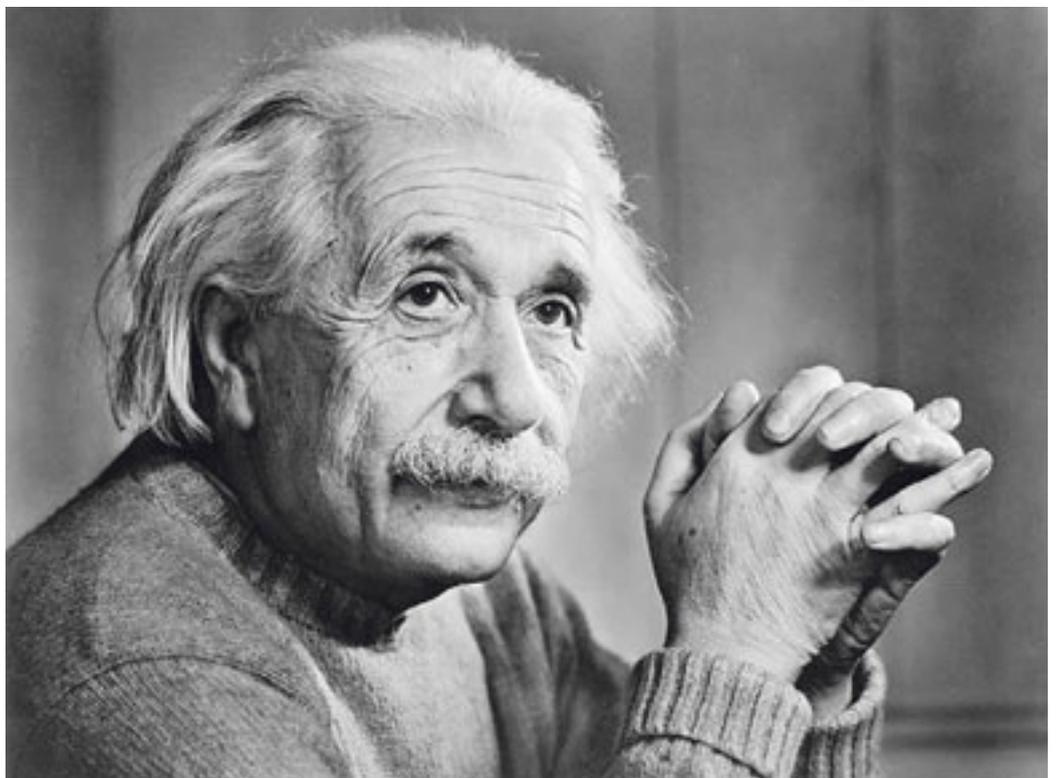
www.kandidatenwatch.de
www.wahlomat.de
www.ichgehenichthin.de

Dass 2005 nicht nur das Schiller-, sondern auch das Einsteinjahr ist, ging wohl an niemandem vorüber. Im Frühjahr flackerten wöchentlich Sondersendungen zu hundert Jahren Relativitätstheorie sowie dem fünfzigjährigen Todesjubiläum (am 18. April 1955 verstarb er) des jüdischen Physikers über den Bildschirm. Die Printmedien huldigten dem am 14. März 1879 in Ulm geborenen „Jahrhundertgenie“ (Spiegel), die Times kürte ihn zum „Man of the century“ und Biographen widmeten sich der Person Albert Einstein. Diese bewies zwischen Forschung und Nobelpreis bekanntlich Humor. Gingen Einsteins Fotos, die ihn mit herausgestreckter Zunge zeigen, doch um die Welt und ließen das Genie einen Menschen bleiben. Der Schriftsteller Jürgen Neffe enthüllt indes in seinem Werk „Einstein. Eine Biographie“ eine bisweilen unbekannte, herrische Seite des zweifachen Vaters. Privat war er demnach kein besonders lustiger Gefährte. Zumindest seine serbische Ehefrau Mileva Einstein dürfte an der Seite des großen, sozialistischen Wissenschaftlers und Bürgerrechtlers nicht viel gelacht haben. Die Ehe wurde ihr durch einen eigens von Einstein formulierten Vertrag gründlich verbittert. Er bestand aus gebieterischen Geschäftsbedingungen, die Mileva, ebenfalls eine Physikerin, kompromisslos einzuhalten hatte (siehe unten, entnommen aus „Einstein. Eine Biographie“ von Jürgen Neffe). Statt zu Forschen musste sie den Haushalt führen und die gemeinsamen Kinder groß ziehen. Stillschweigend ertrug sie es jedoch, sie liebte ihn. Mit der Zeit schlug Einsteins Liebe zu Mileva jedoch immer mehr in Hass um, er betrog sie mit einer Reihe anderer Frauen. Um seine Gattin endlich loszuwerden, bot er ihr 1918 das Geld für den in Aussicht stehenden Nobelpreis, wenn Mileva in die Scheidung einwilligt. Ein Jahr später schon heiratete der erklärte Pazifist Elsa Einstein, die zuvor Geliebte und Cousine zugleich für ihn war. Doch auch sie musste seine zahlreichen Affären und seltsamen Ehevorstellungen ertragen - zum „Husband of the century“ dürfte weder Elsa noch Mileva den Erfinder der Relativitätstheorie gekürt haben wollen.

Jana Kischkat
jana@freihafen.org

Zwischen Intelligenz und Wahnsinn

Seine herausragenden Leistungen in der Quantenphysik verhalfen Albert Einstein zum Weltruhm. Auch das politische Engagement des Ulmer Genies ist kein Geheimnis. Doch eine private, nicht allzu rühmliche Seite des Physikheldens blieb bislang verborgen...



A. Du sorgst dafür,

1. dass meine Kleider und Wäsche ordentlich im Stand gehalten werden.
2. dass ich die drei Mahlzeiten im Zimmer ordnungsgemäß vorgesetzt bekomme.
3. dass meine Schlaf- und Arbeitszimmer stets in guter Ordnung gehalten sind, insbesondere, dass der Schreibtisch mir allein zur Verfügung steht.

B. Du verzichtest auf alle persönlichen Beziehungen zu mir, soweit deren Auf-

rechterhaltung aus gesellschaftlichen Gründen nicht unbedingt geboten ist. Insbesondere verzichtest Du darauf,

1. dass ich zu Hause bei Dir sitze.
2. dass ich zusammen mit Dir ausgehe oder verreise.

C. Du verpflichtest Dich ausdrücklich im Verkehr mit mir folgende Punkte zu beachten:

1. Du hast weder Zärtlichkeiten von mir zu erwarten, noch mir irgendwelche Vorwürfe zu machen.

2. Du hast eine an mich gerichtete Rede sofort zu sistieren, wenn ich darum ersuche.

3. Du hast meine Schlaf- bzw. Arbeitszimmer sofort und ohne Widerrede zu verlassen, wenn ich darum ersuche.

D. Du verpflichtest Dich, weder durch Worte noch durch Handlungen mich in den Augen meiner Kinder herabzusetzen.

Die Leiden des alten Goethe

Goethe erreichte mit 83 Jahren ein für das 18. Jahrhundert fast biblisches Alter. Auch nach seinem Tod war ihm keine Ruhe vergönnt: Die bizarre Odyssee des Universalgenies – post mortem.

Guo Xu
guo@freihafen.org

Mehr Licht! Das waren die letzten Worte des großen Genius. Doch jedem erlischt einmal das Lebenslicht, und so muss auch der größte Dichter entrücken. Neben wertvollen Texten, naturwissenschaftlichen Abhandlungen und Briefen hinterließ er auch seine irdische Hülle. Die Leiche. Kurz nach dem Tod machte man sich an diese Hinterlassenschaft. Man schmückte den Kaiser der deutschen Dichtung mit einem Lorbeerkranz, umhüllte ihn mit einem Totengewand und legte ihn in einen versiegelten Bleisarg. Dieser wurde durch einen weiteren Sarg aus massiver Eiche geschützt. So sollte er ewig neben seinem Freund Schiller in der Weimarer Fürstengruft ruhen. Doch statt der Ruhe kam der 2. Weltkrieg, Deutschland verlor. 1944 bedrohte der Krieg auch Weimar. Um die Überreste des deutschen Stolzes vor dem Bombenhagel zu retten, erhielt ein Thüringer Gauleiter den Befehl, die zwei toten Dichter aus dem Mausoleum

Er solle auf Anordnung des Jenaer Polizeipräsidiums die Sprengung und Vernichtung der Toten einleiten.

in den Sanitätsbunker im benachbarten Jena zu verfrachten. Eilig wurden die Dichter mit einem LKW abtransportiert und fristeten dann ihr Dasein unter meterdicken, grauen, aber sicheren Betonwänden. Kurz darauf entschied man sich anders. Eine Nachricht traf beim Bunkerleiter Werner Knye ein: Er solle auf Anordnung des Jenaer Polizeipräsidiums die Sprengung und Vernichtung der Toten einleiten. Knye widersetzte sich dem Befehl, versteckte die Säрге heimlich im Lagerraum. Doch die mutige Tat flog auf und so wurde Knye wegen



Befehlsverweigerung und Sabotage verfolgt. Die Nazis machten sich daran, das Versäumte nachzuholen. Doch amerikanische Truppen waren bereits in Deutschland. In letzter Minute verhinderten sie die Sprengung und brachten die Toten zurück ins Mausoleum. Endlich Ruhe? Weit gefehlt! Die beiden Dichterefürsten sollten noch weiter Spielball der Geschichte bleiben. Natürlich entschlossen sich die Amerikaner dazu, einen Blick auf Goethe zu werfen und so öffneten sie den versiegelten Sarg und nahmen zudem Knochen des bereits verwesenden Dichters mit – als Souvenir, denn wer kann schon damit prahlen, ein echtes Stück Goethe daheim zu besitzen? Darauf überließen die Amerikaner Weimar den Sowjets und der DDR. Diese waren nicht besser als ihre Klassenfeinde, denn auch sie wollten einige Blicke auf den "Star" erhaschen. Kein Wunder also, dass der Verwesungsprozess beim ganzen Auf- und Zuklappen des Sarges stark fortgeschritten war. Die Leiche begann zu stinken und die Haut löste sich auf. Dass sich Goethe in solch einem Zustand befand,

war auch der DDR-Führung peinlich und so lief die geheime Aktion "Mazeration Goethe" im November 1970 an. Ein Expertenteam entfernte das Fleisch, die Sehnen und die verbliebenen Weichteile mit großer Sorgfalt. Anschließend putzte man die Knochen und legte den Rest-Goethe wieder in den Sarg zurück. Heute ist die DDR längst Vergangenheit, Goethe und Schiller aber stehen noch immer vor dem Nationaltheater und ruhen nun auch endlich wieder in ihrer Gruft. Und wenn sie keiner stört, so liegen sie dort noch heute.

Anzeige



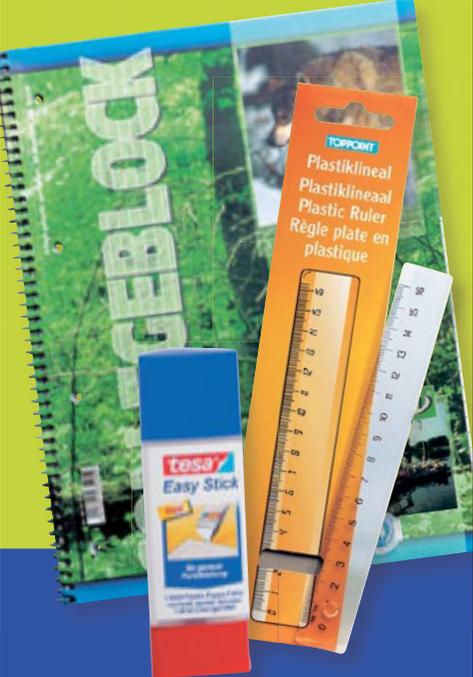
preiswert + menschlich



BUDNI hat's

College-Block, 80 Blatt 0,98 €
Plastiklineal, 16 cm 0,50 €
Tesa Easy Stick 1,98 €

Mehr Schularartikel unter www.budni.de



BUDNIKOWSKY

Tanze Pivo mit mir!

Jana Kischkat
 jana@freihafen.org
 Christopher Radke
 christopher@freihafen.org

Pivo tanzen kann man am besten in Prag, der Stadt der Pivos. - Ein Reisebericht der anderen Art.

Ahoj, kommst du Taxi fahren! Prag in 90 Minuten für only 130 Krons!". Auf das Angebot des Taxifahrers gehen wir feilschend ein. „100!", schlagen wir vor. „Co?!", fragend blickt uns der Fahrer an. Anscheinend beschränken sich seine Deutschkenntnisse auf diesen einen, auswendig gelernten Satz. Unser Tschechischwortschatz wiederum besteht aus lediglich 2 Wörtern: Guten Tag heißt Dobrý dan. Oder war es Dobrý den? Auf jeden Fall heißt Pivo Bier. Die Tatsache, dass man mit diesen Vokabeln nicht viel ausdrücken kann, macht das Verhandeln sinnlos. Wir akzeptieren den Preis und steigen ein. „Wo wollen zu erst?" Suchend gucken wir in den Stadtplan und dann ins Wörterbuch. „Karlův Most, prosím!", zur Karlsbrücke, bitte. Unterwegs erzählt uns der Fahrer einen Teil seiner Lebensgeschichte, in einem unverständlichen Mix aus Englisch, Deutsch und Tschechisch. Das einzige, was wir diesem Monolog entnehmen können, ist, dass er Piotr heißt, gebürtiger Prager ist und gern Pivos trinkt. Sehr interessant. Um ein Gespräch zu vermeiden, nicken wir freundlich und gucken stur aus dem Fenster. Von weitem sehen wir schon einen Teil der Karlsbrücke; mit dem Auto geht es nun jedoch nicht mehr weiter. Wir müssen zu Fuß durch die engen Gassen der Innenstadt in Richtung Karlsbrücke gehen. Kaum ausgestiegen, nähert sich eine wild in der Gegend herum fotografierende, japanische Reisegruppe. Wir retten uns mit einem Satz in die nächste Mc



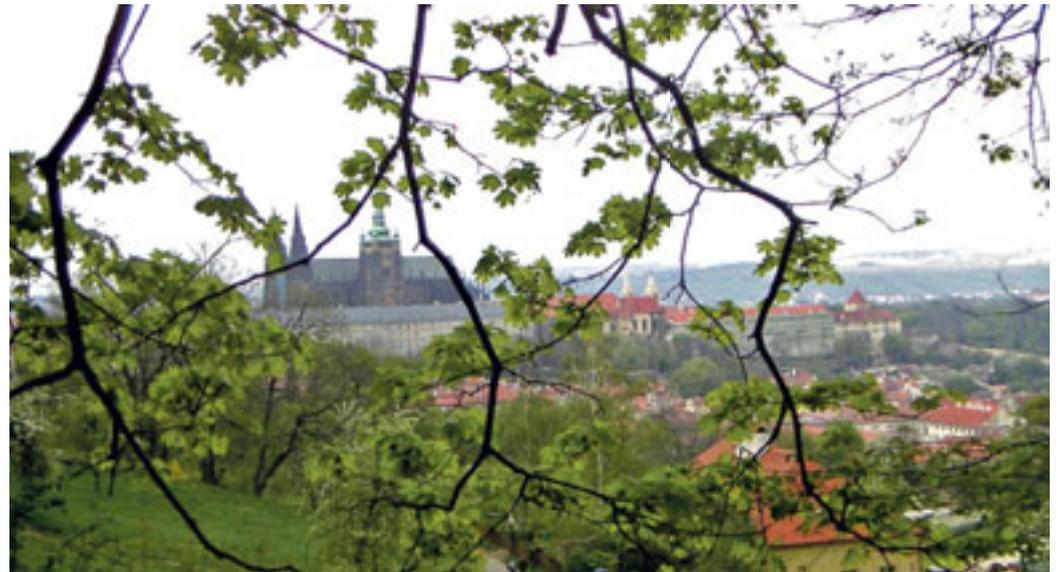
Donalds Filiale. Von unserem Tisch aus blicken wir direkt auf New Yorker, Kenvelo und H&M. Fast wie zu Hause, denken wir, das könnte ebenso gut die Mönckebergstraße sein. Nach dem Snack machen wir uns auf den Weg und folgen dem unablässig hetzenden Touristenstrom zur Brücke. Dort angekommen herrscht ein solches Gedrängel, dass wir fürchten, gleich in der Moldau zu landen. Nur schleichend kommen wir vorwärts; ständig verhindert von Touristen, die für Fotos posen oder vor Künstlerständen stehen bleiben. Musikanten begleiten unseren Weg zum anderen Ufer, was für zehn Minuten durchaus sehr angenehm ist. Doch nachdem zum dritten Mal „Let it be“ und „Yesterday“ hintereinander erklingen, wird es uns zu viel. Wir drehen um, ehe wir einem der Musikanten sein Banjo entnehmen und es an der Brückenmauer zerschmettern würden. Nach dem Gedudel brauchen wir erstmal ein ordentliches Pivo. Auf dem Weg durch die Altstadt, auf der Suche nach einer Bar, hören wir zu unserem Bedauern nicht ein tschechisches Wort. Es fliegt uns lediglich ein Touristenkauerwelsch aus Englisch, Deutsch, Japanisch und weiteren Sprachen zu. Geführt werden die Touristen von fleischgewordenen Stadtplänen, die als Erkennungszeichen Regenschirme oder Sonnenblumen hoch halten.

Trotzdem gefällt uns der Anblick der Altstadt mit ihren barocken Gebäuden, schmuckvoll verzierten Kirchen und den modernen Häusern mit Glasfassaden. Dazwischen sorgen Edelgeschäfte für ein mondänes und schickes Flair - doch das soll Prag sein? Wo sind die Plattenbauten, die roten Sterne, die Stalinstatuen, die Überbleibsel des Ostblocks? Wir haben uns die goldene Stadt zumindest mit einem sozialistischen Hauch vorgestellt. Der Kapitalismus scheint jedoch alle Spuren des Kommunismus verwischt zu haben. Auf dem Dach des gegenüberliegenden Hotels thront ein grüner Stern, unter dem wir die rote Farbe noch zu erkennen glauben.

Zwei Altbauten weiter finden wir ein nettes Restaurant. Die Kellnerin bedient uns in hervorragendem Speisekartendeutsch, scheint aber nicht ihren besten Tag zu haben. Die deutschen Übersetzungen in der Speisekarte sorgen für einige Lacher. Was zum Teufel ist Kukuruz beziehungsweise Olivenkukuruz? Wir entscheiden uns kurzerhand für „Huhnerschnitzelbraten mit Kase“ sowie „Huhnermixgrill mit Knodels“. Dazu zwei kühle Pivos - delikate, die böhmische Kost. Aber Moment mal... wo ist eigentlich unser Taxifahrer? Oh. Er müsste noch im Auto an der Brücke sitzen und auf uns warten. Auf diese Erkenntnis bestellen wir noch zwei Pivos und trinken sie genüsslich aus. Der Anblick der Rechnung verdirbt uns jedoch die Gaumenfreuden. Unerwartet stehen die hiesigen Preise denen aus Hamburg in nichts nach. Das ist einfach nur... na ja. Bloß nicht aufregen.

Man kann die Gehweise fast Torkeln nennen, in der wir zurück zum Taxi gelangen. Die Sonne verschwindet hinter dem Schloss, die Stadtlichter erhellen nun den Prager Abendhimmel. Die eigentlich nervtötenden Touristenscharen finden wir

Wo sind die Plattenbauten, die roten Sterne, die Stalinstatuen, die Überbleibsel des Ostblocks?



Fotos: Jana Kischkat

auf einmal ziemlich witzig. Leicht irritiert stellen wir fest, dass Piotr, unserem Taxifahrer, das Warten nicht bekommen ist. Er sieht uns ein wenig aggressiv an, als wir auf ihn zukommen. Vorsichtig fragen wir, ob er uns jetzt zum Schloss fährt. Auf dem Weg dorthin erblicken wir in der Ferne eine Plattenbausiedlung. Entzückt bitten wir Piotr uns dort hinzufahren. Dieser sieht uns ungläubig an, biegt jedoch in die entsprechende Richtung ab. Was sich uns jetzt zeigt, bestätigt endlich unsere Vorurteile: Plattenbauten und Trabisen masse. Zusammen mit Piotr gesellen wir uns in einer miefigen Kneipe voller künstlicher Blumen und Plastikgeschirr zu einer Gruppe Arbeiter und tun so, als gehörten wir dazu. Das gelingt uns genau 5 Minuten. Dann ist der Punkt, an dem wir mit Dobry den und Kopfnicken nicht mehr weiter kommen, erreicht. Um ein wenig aufzulockern bestellen wir zwei Pivos und widmen uns wieder der Runde. Very interesting das ganze, aber nach dem dritten Pivo müssen wir uns verabschieden, denn die 90 Minuten sind seit drei Stunden um. Da Piotr nicht mehr gerade stehen kann, verzichten wir auf eine Weiterfahrt mit ihm und gehen zu Fuß zum Schloss. Die 130 Kronen scheint er verges-

sen zu haben. Unterwegs zücken wir unsere Notizblöcke und sammeln fleißig Eindrücke. Beinahe hätten wir vergessen, dass wir uns auf der Studienfahrt unseres Deutsch Leistungskurses mit dem Motto „kreatives Schreiben“ befinden. Als kreative treiben heute gerade be- „Huhnerschnitzelbraten mit Kase und...“ tiv kann heutiges aber nicht werten. Am Schloss treffen wir auf ein paar Kumpanen unseres Deutschkurses, die uns stolz ihre Texte vor die Nase halten. Verdammt. Aber es will einfach nichts aus der Feder fließen. Nichts, nada, niente, rein gar nichts. Die Pivos haben Schuld, sie haben uns die Kreativität geraubt. „Lasst uns Pivo trinken gehen!“ schlägt einer aus der Gruppe vor, nach dem wir uns das Schloss und den Prager Eiffelturm eingehend angesehen haben. Gute Idee. Übermütig gehen wir den Schlossberg hinunter, dann durch etliche enge Gassen und beginnen zu tanzen. An den Häuserfassaden hallt unser Gejohle wider: Prag, du bist so heiß wie ein Vulkan. Und heute Nacht verbrennen wir uns daran - der Abend muss gefeiert werden. Denn in sechs Tagen heißt es schon: Na shledanou, Praha.

Ne Zukunft hat jeder.

Im obersten Nordosten der Republik stellt sich Jugendlichen vor allem eine Frage: Gehen oder bleiben? Diejenigen die bleiben, sind überwiegend Männer, die mit bemerkenswertem Fatalismus das Beste aus ihrer Situation zu machen versuchen. Oder das Schlechteste. Ein Artikel über Kulturarbeit am rechten Rand der Deutschlandkarte.

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

Pasewalk, Mecklenburg-Vorpommern: CDU und PDS haben ihre Parteibüros hier Tür an Tür im selben Haus. Der Kaffee in der nahe gelegenen Bäckerei ist noch nicht "to go", kostet dafür aber auch nur 60 Cent. Es ist fast Sommer und in den Straßen - Vorkriegshäuser links, Plattenbauten rechts - weht dezent der Geruch heißer Dachpappe. Die Region ist eine der sonnenreichsten Gegenden Deutschlands. Pasewalk selbst wirkt idyllisch und ruhig. Zu ruhig vielleicht. Zehn Prozent der Wohnflächen in der Innenstadt stehen leer und überall verfallen Geschäfte.

12.000 Menschen leben heute in dem Städtchen, vor zehn Jahren waren es 14.400, aber da betrug die Arbeitslosigkeit auch noch keine 30 Prozent. Deshalb hat die Stadtverwaltung Herrn Mahlke angestellt. Sein Job: Wirtschaftsförderung.

Wirtschaftsförderung ist wichtig, nicht nur für die Wirtschaft, erklärt Herr Mahlke als wir uns treffen. Er trägt ein burgunderfarbenes

Karo-Hemd und hat die schwarz-grauen Haare büchtig nach oben gekämmt. In seinem Gesicht thront ein dicker, grauer Schnurrbart. Er sieht aus wie ein Macher, einer, der die Dinge anpackt. Nur manchmal guckt er ein bisschen melancholisch. Die Betreuung von Junginvestoren sei die beste Jugendarbeit, findet Mahlke. Leider gibt es keine Junginvestoren in Pasewalk. Nicht, wenn man sich als Selbständiger nicht sträuben darf, die 120 Kilometer bis nach Berlin zu fahren, weil im Umland die Auftragslage kaum ausreicht. Überhaupt die Hauptstadt: "Nie war Berlin so weit weg wie heute". Gleichzeitig sind andere Distanzen geschrumpft, und mit ihnen die deutsche Konjunktur, glaubt Mahlke: "Guckt euch doch mal um: Alles ‚Made in Taiwan‘! Aber die EU tut nichts." Für jemanden, der im Rathaus arbeitet, hat Mahlke wenig Vertrauen in die Politik.

Von der Politik im Stich gelassen fühlt sich auch Pasewalks erfolgreichstes junges Start-Up-Unternehmen, der Outdoor e.V. Nicht nur von der Bundespolitik, auch mit den lokalen Behörden könnte es besser laufen und das, obwohl der Sitz des Outdoor nur einen Steinwurf vom Rathaus entfernt zu finden ist. Doch auch hier sind die geographische und die gefühlte Distanz zwei Paar Schuh. Anders als Herr Mahlke und seine Kollegen sich das wohl wünschen würden, sitzen Kay und Dörte nämlich nicht in Business-Suites am Schreibtisch, als wir sie treffen. Im Gegenteil: Business ist hier gar nicht angesagt. Die beiden Mittzwanziger stehen mit nacktem Oberkörper und Army-Shorts in einem staubigen Hof. Um sie herum streunen frei laufende Schäferhunde, an die Wände hat jemand mit großer Sorgfalt Anarchiezeichen gesprüht, vorne neben dem Eingang zum Gelände steht "Ausländer bleiben, Nazis vertreiben!" und an einer Seitenwand "Pissen verboten!". Wir be-



Fotos: Jan-Henrik Wiebe

finden uns im alten Kornspeicher Pasewalks, einem Gebäude, das wie so viele in diesem Teil der Stadt verfiel, während sich Westerben über ihre Besitzansprüche stritten. Bis vor knapp 10 Jahren Kay und Dörte und andere Jungs aus der Stadt kamen um den Speicher zu besetzen. Die Gruppe machte sich daran, das alte Gebäude auszuräumen und zu renovieren und mit Hilfe örtlicher Künstler wurde der Verein aufgebaut, der heute Eigentümer des Pasewalker Speichers ist. Er bietet Jugendlichen eine der wenigen Möglichkeiten, ihre Freizeit zu verbringen. So bringen die Jungs vom Outdoor e.V. zwar nicht Massenweise Geld in die Stadt. Dafür aber etwas, das sich als kaum weniger wertvoll für Pasewalk entpuppen könnte: Punker. Jeden zweiten Freitag sind hier Oi- und Ska-Punk-Konzerte. Dann kommt das Publikum aus der ganzen Region. Wenn es gut läuft, sind es ein paar hundert, die mit der Bahn anreisen, gemeinsam rocken, die Nacht auf der Wiese am Speicher verbringen und morgens wieder nach Hause fahren. Punks helfen zwar nicht gegen das Hauptproblem der Region, die Arbeitslosigkeit. Wohl aber gegen das zweite große Übel: Den Rechtsextremismus.

Um das verstehen zu können, muss man sich ein wenig mit der Kulturarbeit der Region auseinandersetzen. Wir finden unseren Experten 50 km nördlich. Günter Hoffmann sitzt in einer gutbürgerlichen Gastwirtschaft am Rande des Stadtkerns von Anklam, als wir ihn treffen. Keine 300 Meter vor der Kneipe funkelt ein noch recht jung wirkendes Mahnmal im Sonnenlicht. "Gedenket der Opfer von Krieg und Gewalt Herrschaft, Flucht und Vertreibung..." steht dort unter einem Kreuz und der Jahreszahl 1945, und dann: "...aus Pommern, Ostpreußen, Posen und Westpreußen, Neumark/Ostbrandenburg, Schlesien, Sudetenland und wo wir sonst zu Hause waren". Ganz so als wären die Deutschen die wahren und einzigen Opfer des zweiten Weltkriegs gewesen. Der Stein gibt Günter Hoffmann Recht. Bunt Statt Braun heißt dessen Verein, und bunt statt braun soll die Gesellschaft sein, auch in Anklam, doch leider sieht es fast anders aus. "Bis vor zehn Jahren gab es hier noch linke Jugendliche", berichtet Hoffmann. "Es kam zu Auseinandersetzungen, aber zumindest herrschte so etwas wie Gleichgewicht. Das ist seit 1995 hier in der Region völlig zusammengebrochen." Denn 1995 kam "Blood and Honour" aus Großbritannien auch nach Anklam und begann mit dem Aufbau einer rechten Jugendkultur. Die rechtsextreme Organisation ist in Deutschland zwar mittlerweile verboten. Aber die ideologische Infrastruktur funktioniert auch ohne sie. Mehrere freie Kameradschaften sind heute in Anklam aktiv, unter anderem der Heimatbund Pommern, der mit Zeltlagern und Sportfesten Jugendliche schon im Grundschulal-

ter an die rechtsextreme Szene zu binden versucht.

Fast noch unangenehmer als die Rechtsextremen selbst, ist für Hoffmann die Art, wie der gesellschaftliche Mainstream mit ihnen umgeht: "Man akzeptiert das als Gesamtheit der Kultur und positioniert sich nicht offen gegen rechts." Er erzählt von einem Aufruf zu einer Anti-Irakkriegs-Demo. Die Neonazis, die damals versuchten, das Thema für sich zu

besetzen, hatte er in dem Flugblatt explizit ausgeladen. Gekommen waren sie trotzdem, zweihundert vielleicht, die als geschlossener Block hinter der zivilen Demo her marschierten. Nicht gekommen waren hingegen die "normalen" Jugendlichen aus dem Ort. Sie fanden es "unfair", dass die Rechten nicht mitdürfen sollten und wollten mit so einer Veranstaltung nichts zu tun haben. Hoffmann ist wenig optimistisch: Auch wenn sich das in diesem Umfang noch nicht in Wahlergebnissen niederschlägt, unterlägen weite Teile der Bevölkerung dem rechtsextremen Meinungsdruck.

Wie viel von dem, was Hoffmann erzählt, auch anderswo gültig ist, bleibt fragwürdig. Im deutschen Innenministerium sieht man die Lage jedenfalls anders. Dessen Mitarbeiter schrieben im aktuellen Verfassungsschutzbericht zum rechten Meinungsdruck etwas verklausuliert: "Die angestrebte kulturelle



Hegemonie im öffentlichen Diskurs wurde noch nicht einmal in Ansätzen erreicht." - Und zumindest auf Pasewalk trifft das zu, hier konnten sich die Rechtsextremen nicht festsetzen. Allerdings nicht, weil der Verfassungsschutz so aktiv war, sondern weil engagierte Jugendliche eine Gegenkultur aufgebaut haben, die keine rechten Hegemonien zulässt.

Wenn es um "das Gleichgewicht" geht, hilft es eben nicht, nur auf Stadt oder Staat zu hoffen. Das wusste sogar Herr Mahlke, der Verfechter

Fast noch unangenehmer als die Rechtsextremen selbst, ist die Art, wie der gesellschaftliche Mainstream mit ihnen umgeht.

der privaten Initiative. "Wissen Sie, wie das jetzt bei uns heißt?", hatte er zuletzt gescherzt, "'Pasewalk: Wirtschaftsstandort mit Zukunft.' Ist klar: Ne Zukunft hat jeder." Denn was für eine Zukunft das ist, das kann jeder mitbestimmen, der sich traut. So wie Kay und Dörte und die anderen vom Outdoor e.V.





Die Vergessenen Eine Reise in das alte China

Chinas Aufstieg, so scheint es, ist unaufhaltsam. Ein gigantisches Land, schillernde Millionenstädte und ein Wirtschaftswachstum weit jenseits des Promillebereichs. Dass der neue Glanz jedoch vieles verblendet und finstere Schatten wirft, erlebt man oft erst vor Ort. Die Erlebnisse eines Auslandshalbjahres.



Mitternacht. Die Trauerweiden am Ufer des Xuanwu Sees nicken leicht im Frühlingswind. Die Skyline der chinesischen Millionenstadt Nanking leuchtet anmutig am fernen Ufer. In den ufernahen Villen herrscht Stille, alles schläft.

In dieser Nacht, am 1. April 2000, klettern vier junge Wanderarbeiter, einer von ihnen sogar minderjährig, über den Zaun einer dieser Villen und brechen in das Haus der deutschen Familie Pfrang ein. Was sie nicht wissen: Die Familie arbeitet für die dortige Daimler-Chrysler Niederlassung. Jürgen Pfrang, der Vater, ist der stellvertretende Manager.

Nachdem er die Einbrecher ertappt, ruft er nach Hilfe. Doch jede Rettung kommt zu spät. Als der Sicherheitsdienst eintrifft, finden sie die gesamte Familie samt beiden Kindern grausam erstochen vor.

Dadurch, dass Ausländer beteiligt gewesen waren, stand der vierfache Mord im Rampenlicht

Fotos: Guo Xu

der chinesischen Medien. Die Justiz griff mit Härte durch und verurteilte die jugendlichen Mörder zum Tode durch Genickschuss, obwohl sich die deutsche Botschaft gegen die Hinrichtung aussprach.

Warum musste der Mord passieren? Was trieb Jugendliche in unserem Alter dazu, Mord zu begehen? Armut und Perspektivlosigkeit, nannten viele als Grund, waren die Mörder doch Arbeiter aus einer der ärmsten Gegenden der Provinz Jiangsu.

Um diesen Teufelskreis zu stoppen und konstruktiv Hilfe zu leisten, wurde die Pfrang Association von Angehörigen der Ermordeten ins Leben gerufen. Diese unterstützt gezielt die Schulen des Dorfes, aus dem die Mörder stammen, in der Hoffnung, durch Bildung der Jugend eine neue Perspektive zu bieten. Zusammen mit Schülern der Nanjing International School hatte ich letztes Jahr die Gelegenheit, die Situation vor Ort zu erleben. Und in der Tat ist die Hilfe ist dringend nötig, denn die Situation der Schulen im Lianshui ist fatal.

Fast scheint es so, als hätte man die Menschen dort vergessen. Keine Straße führt zur ersten Grundschule, die wir besuchen, nur ein unbefestigter, staubiger Weg, neben dem sich stinkender Abfall, bunte Plastiktüten, Schrott und Verpackungsreste türmen.

Da hängen Portraits von Marx, Engels, Lenin und Mao

Nach einer halben Stunde Fußmarsch betritt man endlich den Klassenraum. Der Putz fällt von den Wänden, der staubige Fußboden ist aus nacktem Beton, im Lehrerzimmer hängen Portraits von Marx, Engels, Lenin und Mao. Hier, nur 400 km von der glitzernden Weltmetropole Shanghai entfernt, scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Fast 10% Wirtschaftswachstum verbuchte China letztes Jahr, aber hier ist keine Spur davon zu finden - hier ist China noch Entwicklungsland. Das vergilbte Portrait von Mao, der einst China den Kommunismus versprach, scheint zynisch auf die Schüler zu blicken. "Gut lernen, täglich nach oben streben" steht über der Tafel. Und in der Tat erhoffen sich viele durch die Bildung neue Perspektiven.

Die Klassengrößen überschreiten locker 50 Schüler, der Lehrplan wird im Chor durchgeleiert. Morgens versammeln sich alle Schüler in Reih und Glied, folgen den Anweisungen für die Morgengymnastik, die aus den Lautsprechern kommen. Fließendes Wasser gibt es nur rationiert. Wenn der Wind falsch weht, trägt er den bestialisches Gestank der Kloake auf den Schulhof. Im Winter sind die Klassenräume nicht beheizt, man erscheint in dicken Daunenjacken und Handschuhen.

Für jene, die die Schulgebühr von 600 Yuan (60 Euro) im Jahr nicht bezahlen können, bleibt

auch diese bescheidene Bildung verwehrt. Allen Schülern zu helfen ist für die kleine Pfrang Association unmöglich. Man versucht, die Ärmsten der Armen finanziell zu unterstützen. Unbeirrt kommen die Helfer jährlich nach Lianshui, veranstalten Spiele mit den Kindern, verschenken Papier und Stifte, in der Hoffnung, dass Kleines Großes bewirken kann.

Es ist Abend. Die Schüler machen sich auf den Heimweg. Mit seltsamen Gefühlen verlassen auch wir diese triste Welt, versunken in unzähligen Gedanken. China ist im Umbruch, westliche Firmen blicken erwartungsvoll auf das Land mit dem gigantischen Markt, das sich nun wirtschaftlich öffnet. Wer wirklich davon profitiert, ist ungewiss. Der Fall Pfrang zeigt, wohin es führt, wenn Armut und Reichtum durch Zäune getrennt werden, wenn die Wohlstandsschicht sich in geschlossene Wohnsiedlungen zurückzieht und die Perspektivlosigkeit der Millionen chinesischen Wanderarbeiter verdrängt wird. Unweigerlich stellt sich die Frage, ob nun die Täter die eigentlichen Opfer des Raubkapitalismus sind.

Erschüttert kehre ich in das moderne, schillernde China und wenig später nach Deutschland zurück, wo Kritik an Hartz IV, Bildungsabbau und Privatisierung herumgeistern. Das Kind, das vor der Landschule mit einer zertretenen Dose Hack-sack spielt, erscheint unendlich fern. Nun versucht man selbst, das Erlebte zu verdrängen.

Guo Xu
guo@freihafen.org





Verborgen: Altonas Moschee wie Hunimeller in Twix- Schachtel

Nina Wienkoop
nina@freihafen.org

Hoch über Hamburg ragen sie - die Kirchtürme. Jene historischen Gemäuer, die sowohl Hamburgs Wahrzeichen, als auch Anlaufstelle für Christen sind. Doch schon längst gehören zur Multi-kulti-Stadt des Nordens auch andere religiöse Gotteshäuser, wie beispielsweise die Moscheen. Doch diese scheinen, mit Ausnahme der „richtigen“ Moschee im Stadtteil Uhlenhorst, auf den ersten Blick praktisch unsichtbar.



In der Mittagszeit machen wir uns auf den Weg zu Altonas Moschee. Die große Straße, in der sie steht, finden wir schnell, unser Ziel jedoch scheint vom Erdboden verschluckt. Trotz unserer aufmerksamen Blicke. Von einer Moschee, die normalerweise auffällig gehalten wird, um von Weitem gesehen werden zu können, fehlt jegliche Spur. Doch anhand der Hausnummern ist die Suche schließlich erfolgreich: Wir stehen vor einem „normalen“ bürgerlichen Stadthaus. Ein Altbau, in dem vorher einmal Wohnungen waren und das nun renoviert und vollkommen umgebaut ist - mit eigenen Kräften, versteht sich. Das einzige, was anders erscheint, ist die in blau gehaltene Fassade und das abgenutzte Leuchtschild, auf dem der Umriss einer großen, prächtigen Moschee zu finden ist, neben den für uns unverständlichen Worten „HICRET CAMIII“. Darunter folgt die Erklärung, womit man es hier zu tun hat: „Islamische Gemeinde - Altona“. Später erfahren wir, dass die genaue Übersetzung „Moschee für Einwanderer“ bedeutet. Interessiert und leicht verwundert betreten wir den wie eine alte Gaststube gehaltenen Raum. Die Wände sind mit Postern von Moscheen geschmückt, ansonsten sieht es aus wie ein einfaches Bistro mit Holzstühlen und einer kleinen Küche. Den Tresen schmücken Twix, Mars und ähnliche Leckereischachteln. Doch in eben

diesen befinden sich nicht die üblichen, sondern uns unbekannte Riegel aus der Türkei namens Hunimeller. Andere sonderlich klingende Namen folgen. Schnell werden wir von dem Vorstandsvorsitzenden der HICRET CAMIII auf eine Tasse Tee und etwas un- gemein süßlich schme- ckendes eingeladen. Er scheint interessiert und gleichzeitig vorsichtig, sobald das Wort „Pres- se“ fällt. Doch während des Gesprächs wird er zu- nehmend offener, man gewinnt gar den Eindruck, er habe auf eben diesen Augenblick gewartet, um sein Herz auszuschütten und seinen Sorgen freien Lauf zu lassen, über den Senat und die Presse. Mit sorgenvollen und gleichzeitig entschlossenen Augen berichtet er von türkischen Moscheen, die auf hohen Hügeln über der Stadt ragen. Sein Wunsch: Eine Moschee dieser Art in Hamburg. Doch im sel- ben Satz fügt er hinzu, dass es darum eben nicht vordergründig ginge. Schön wäre es trotzdem - und trotz des Mangels an staatlichen Zuschüssen oder „Kirchengeldern“ durch private Spenden auch mög- lich. Das Problem: der Hamburger Senat und seine Baubewilligung. Als Beispiel nennt er uns die Geneh- migung für die Kuppel der Gemeinde St. Georgs, die sich sechs Jahre hinzog. Für eine einfache Kuppel! Darauf folgt ein seufzendes: „Es hat ja keinen Sinn

Sein Wunsch: Eine Moschee dieser Art in Hamburg

mehr.“ Doch trotz allem, denkt er noch lange nicht ans Aufge- ben. Auf die Frage, auf welchen Gründen die Schwierigkeiten beruhen, hat auch er keine Ant- wort - „Eigentlich dürfte es kei- nen stören.“ Schließlich scheint der Ausgangspunkt vieler Kon- fliktsituationen zwischen Ein- heimischen und Einwanderern die unzulängliche Integration zu sein. Die Basis hierfür wäre eben ein friedliches Nebenei- nander mit gleichzeitiger Ak- zeptanz gegenüber anderen Weltreligionen, seien sie auch nicht für jeden vollkommen nachvollziehbar. Durch verschie- dene Aktionen wie dem „Tag der offenen Moscheen“, an dem jeder sich einen genaueren Einblick in die Gemeinden verschaffen kann, und Infostände wird hier weiter versucht, der Öffentlichkeit ein neues, an- deres Bild vom Islam zu vermit- teln. Seit dem elften September scheint der Gedankengang vom Islam zum Terrorismus kür- zer. Deutlich wird dieses Phäno- men etwa in Zeitungsartikeln, die nun an einer Pinnwand im Treppenhaus ihren Platz gefun- den haben. Doch bevor uns erlaubt wird in die Gebetsräu- me einzutreten, sogar Fotos zu machen, kommen wir auf das Thema Jugend und die neue

Konsumgesellschaft. Junge Menschen verlieren das traditionelle Bewusstsein für ihre Kultur, fühlen sich orientierungslos oder gar verloren und bedroht von der Angst, keinen Job zu finden.

Das Anliegen von HICRET CAMIII ist klar: Es geht um das gemeinsame Interesse der Men- schen, etwas zu verändern, Probleme zu lösen. „Nicht du deine/ich meine, son- dern wir gemeinsam.“ HICRET CAMIII bie- tet den Jugendlichen einen Aufenthalts- raum mit großem Fernseher und Tischfußball aber auch alten, islamischen Schriften als Anlaufstelle und Studierraum. Auch Obdachlosen oder Menschen, die auf der Durchreise mit wenig Geld vorbeikom- men, versucht man hier durch Essensspenden zu helfen. Egal wer kommt, egal aus welcher Religion - Hunger bedeutet nun einmal Hunger! Am Ende un- seres Gesprächs macht er noch einmal deutlich, dass sich bei ihnen nichts verändert habe - noch immer gehe es ihnen um das Ausleben ihrer Religion. Und bekräftigend fügt er hinzu: „Versucht uns zu verste- hen, schaut nicht mit anderen Augen auf uns.“ Doch genau diese Bitte scheint gerade nach den neuesten Anschlägen unmöglich. In einem Interview beispie- lweise betont ein renommierter Islamwissenschaftler sogar, dass gerade die Moscheen und Islamischen Zentren als Bedrohung anzusehen sind, da sie der Al-Qaida zur Verbreitung ihrer Ideologie dienen. Auch kritisiert er die Vernetzung der Moscheen un- tereinander, als sei der Großteil stets diesem Nutzen untergeordnet. Hierbei erwähnt er jedoch nicht die Notwendigkeit des Zusammenhaltens unter den einzelnen Gemeinden. Diese ist wichtig, um überhaupt Vorhaben wie Baugenehmigungen durchsetzen zu können. Nach dieser interessanten Unterhaltung tauchen wir ein in unvorstellbare Räumlichkeiten, die hinter der so langweilig wirkenden Fassade lau- ern.

Es geht durch eine abgeschlossene Hauseingangstür, vorbei an Kisten, ein paar Treppen hinauf zu einer großen grünen Tür. Wir besichtigen den Männer- und Frauengebets- und gleichzeitig Lehr- raum und entdecken eine uns bis dahin vollkom- men fremde Umgebung: Die Wand ist **„Versucht uns zu verstehen, schaut nicht mit anderen Augen auf uns.“** bedeckt mit Schriftzei- chen, an einer Seite ist eine mit schwarz- cheln, vielen und zwei niglich em- Türmen auf- Mihrab, die Gebetsnische. In dieser Richtung, in Richtung Meka, wird gebetet. Und so bleiben wir noch für einige Minuten in diesem sonst so leeren, mit roten Per- serteppichen ausgelegten Raum stehen, der soviel Ruhe ausstrahlt. Schon bald aber werden wir von dem Lärm einer herankommenden U-Bahn gestört – wir blicken verwirrt aus dem Fenster, hinaus auf Bahnschienen und mit Graffiti beschmierte Wände.

Weitere Infos zur Moschee in der In- nenstadt findet ihr bei Interesse unter www.izhamburg.de sowie ausführlichere Informa- tionen zum islamischen Zentrum in Altona unter www.islam.de/97.php.



immergut festival
27./28.05, Neustrelitz

Tilman Höffken
 tilman@freihafen.org

Da versucht man nun, die Eindrücke dieses Wochenendes wieder aufleben zu lassen, ohne den Text in einem vollkommen verklärten Rückblick enden zu lassen. Das Bändchen am Arm zeugt noch immer von zwei sonnigen Tagen mit super Bands und unglaublichem Publikum. Und man weiß, dass einen dieses Bändchen begleiten wird, bis man die Karte für das nächste Jahr in den Händen hält und das Rückwärtszählen wieder beginnt. Immergut; fast wie Weihnachten. Immergut? Viele Menschen assoziieren mit diesem Namen nix, höchstens aber einen Schockodrink. Damit liegen sie gar nicht so falsch. Schließlich musste das Getränk als Namensgeber für eines der besten Festivals hierzulande herhalten. Doch um jetzt nicht die längst abgedroschenen Phrasen, von wegen immergutem Publikum und immergutem wasweißich auszupacken, fasse ich mich kurz: viele junge Menschen, die sich über das schöne Wetter und die geile Musik freuen und von extrem vielen Mücken belästigt werden. Doch die Insekten tun der Stimmung keinen Abbruch, sondern verbinden einen eher mit den übrigen Konzertbesuchern: Wir jucken uns kollektiv in die Abendsonne... Zu dieser Gruppenübung liefern dann nicht nur Indie - Bands wie Maximo Park und Konsorten, sondern auch die eine oder andere HipHop - Gruppe die Begleitmusik. Gefundenes Fressen für Besucher, die sich mit diesem Mix nicht abfinden können. So gab es dieses Mal rege Diskussionen über den Auftritt von Deichkind, die im Endeffekt aber alle Lästermäuler mit einer fantastischen Elektro-Rap-Show stopften und die Menge mehr als jede andere Band rockten. Um am Schluss nun aber doch noch eine Redewendung zu benutzen, die längst zum Inventar der „Wir-blicken-zurück-auf“ - Berichte gehört, nenne ich es hier einfach mal Familienfest, mit all seinen schönen Augenblicken, seinen Zankereien über das Line - Up und dieser ganz speziellen Atmosphäre, die einen glauben lässt, dass man sich hier mit 5000 Verwandten umgibt, und all die öden Erinnerungen an vorhergegangene Familientreffen verblassen lässt. Ich freue mich auf das nächste Mal!

Luftgitarren. Seifenblasen. Atemnot. Begeisterung.

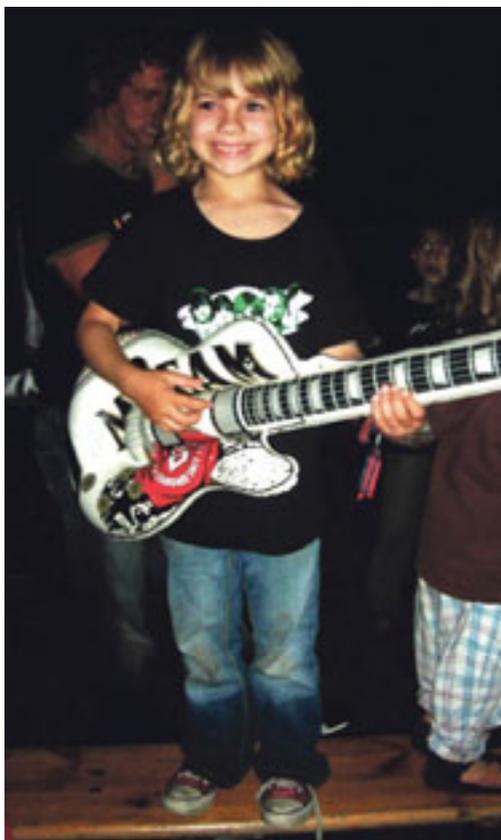


Foto: Lina Brion



Foto: Lina Brion

Populario 05 - 24./25.06
Senftenberger See

Lina Brion
 lina@freihafen.org

Blank leuchtende Augen unter wild zerzausten Löckchen fliegen durch die Luft, die Zipfel des Rockband-Shirts und lose baumelnde Schnürsenkel hinterher. Immer höher, immer treffsicher donnern die kleinen Füße auf die schmale Holzbank. Tatjana rockt (Bild links). Unablässig springt sie in die schwarze Nachtluft hinauf und schwingt dabei die Gitarre, schwarz-weiß, knautschfest und prall mit Luft gefüllt. Auch wir betrachten wie mit Kinderaugen das uns umgebende Getümmel, strahlend, staunend, gierig und nimmermüde begeistert. 2.500 Menschen lauschen, zappeln und hüpfen vor vielfältig besetzter Bühne. Mediengruppe Telekommander und Von Spar rauben uns aufgrund völliger Verausgabung den Atem, dennoch entlocken die Sterne einen lauthals-textsicheren Publikumschor. 200 Sachen flitzen trotz wabernder Hitze durch schwungvolle 60s-Punk-Rhythmen, Timid Tiger lassen sich von Seifenblasen bepusteten und schlagen mit Konfettibomben zurück. Die Glam-Rocker von The Ark treibens ähnlich bunt und doller, bezirzen kajalbeamt in roten Lederhandschuhen, schwarzen Engelsflügeln und weißen Hotpants das überschnaps-Publikum. Da haben es die drei New Yorkerinnen von Le Tigre nicht leicht, zumal anfangs einem überdimensional-buntgestreiften Schirm inmitten des Publikums die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wird und einige verklemmte Banausen lieber lauthals verkündend strippende Lesben statt politisch geladenen und schweißtreibenden Elektro-Punk vorgesetzt bekommen wollen. Erschöpft lümmeln wir uns in die abgewetzten Sofas und Hängematten der charmant kuscheligen Chill-Out-Lounge und dösen zwischen Reggae-Tunes und Minimal-Elektro. Die letzten Reserven werden im videoshowbeleuchteten Discozelt ausgeschöpft, bis rosaschimmernd die Sonne über der Weite des gräsernden Flugplatzfeldes aufgeht. Tatjana bekommt das nicht mit. Vermutlich liegt sie, die aufgeblasene Gitarre fest im Griff, schlummernd im Zelt und träumt von großen Bühnen, meterhohen Luftsprüngen und dem Populario 06.

Hurricane - 10.-12.06 Scheeßel

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

Das Hurricane-Festival ein wirtschaftlicher Standortfaktor der Region ist, lernt man in Scheeßel bereits in der Grundschule. Als sich dieses Jahr vom 10. bis 12. Juni die Einwohnerzahl des Dorfes für drei Tage vervierfacht, warten am Bahnhof zehnjährige Ich-AGs auf ihren Einsatz. Für ein Taschengeld von fünf Euro strampeln die kleinen Jungs vollbepackte Festivalbesucher mit Kettcar und Anhänger zum anderthalb Kilometer entfernten Campinggelände. Kurz komme auch ich in Versuchung. Dann aber muss ich einsehen, dass es eine gute Aufwärmübung ist, den Weg zu Fuß zu bestreiten. Denn auf dem Festivalgelände erfordert nicht nur das Gedränge der insgesamt 60.000 Festivalbesucher beste körperliche Fitness – auch ihr Gestank stellt eine physische Herausforderung dar. Beim Warten auf Oasis wünsche ich mir zusätzlich zu den Ohrstöpseln noch Nasenstöpsel hinzu. Dabei ist es noch nicht mal Schweiß oder Alkohol, der während des Wir Sind Helden Auftritts literweise zum Himmel dampft – wer von seinem Vordermann doll genug von hinten auf den Darm gedrückt wird, bekommt reflexartig halbgares Grillgut um die Ohren geblasen. Gewöhnung setzt erst ein, als es einen Tag später auch aus den umliegenden Wäldern schwer nach Dixies riecht. Nicht nur die Klosituation ist rustikal: Morgens auszuschlafen ist nicht drin. Mit den ersten Sonnenstrahlen krähen die Hähne „Helga!“-Schreie aus allen Himmelsrichtungen. Schnell ein bisschen Bier gebruncht und los. Um den Faktor meines ganz persönlichen Standortes ist es bald sehr schlecht bestellt und besser als mit der Situation vorm Bühnengraben kann man Sozialdarwinismus nicht erklären. Als Brillenträger stehe auch ich bald mit dem Rücken zu den Beatsteaks, um auf von hinten kommende Crowdsurfer vorbereitet zu sein. Egal: I don't care as long as you sing. Zurück auf dem Campingplatz erfahre ich von den Nachbarn, dass ihre Zelte ausgeräumt worden sind, während sie dem Ablenkungsma-

**Schnell ein bisschen
Bier gebruncht und
dann los!**



Foto: Lina Brion

nöwer auf den Leim gingen und Pilze shoppten. Jaja, der Standortfaktor. Die Drogen waren aber wohl ganz lecker und das ist zum Glück auch das Bier im Partyzelt, wo ein DJ versucht, allen anwesenden Musikgeschmäckern gleichzeitig gerecht zu werden. Konkret bedeutet das: Zwei Lieder Haare schütteln, zehn Lieder Kopf schütteln. Aber: (Musik-)Ästheteten sind auf dem Hurricane eh falsch. Wenn das Festival einmal im Jahr 60.000 Stadtkinder in die Pampa lockt, dann ist der Unkomfort Luxus. Deshalb tut man sich das ja überhaupt an. Drei Tage Geschrei, Gedränge und Glasflaschenverbot; drei Tage Krach, Klamaukbands und Kacken im Wald sind die besten Ferien, die man sich vom Leben zwischen Feinstaub und U-Bahn-Fahrplan nehmen kann. Denn das Hurricane ist der Ballermann für Rockfans: Eine Alibiveranstaltung, auf der man sich so richtig daneben benehmen kann, um dann um so dankbarer in die Zivilisation zurückzukehren. Diesmal aber mit dem Kettcar. Nicht nur weil ich erschöpft, betrunken und unterernährt bin sind die fünf Euro gut investiert: Scheeßel soll was haben vom Standortfaktor. Schließlich will ich 2006 wieder dabei sein.



Foto: Tilman Hoffken

Lunatic - 02.07 Lüneburg, Uni-Campus

Jana Kischkat
jana@freihafen.org

Lockerflockige, mittelamerikanische Beats, ein Beach Club samt Rasenfläche und bunter Liegestühle sorgte für ein ungemein entspannendes Lunatic Festival auf dem Lüneburger Unicampus. 10 Monate dauerte die Vorbereitungsphase der sich aus Studenten rekrutierenden, ehrenamtlichen Veranstaltergruppe. Die Anstrengungen haben sich gelohnt, besonders das Line-Up gelang: ein wohltuender Mix aus gut Bekanntem und knackig Neuem verschiedenster Musikrichtungen. Im Leinenstoff einer Liege versunken, lauschte ich den Auftaktbeats von Mama Boom und stellte mir vor, wie deren Show wohl aussehen könnte. Die Sicht auf die Bühne versperrte die hölzerne Beachclub-Trennwand. Als Carlos de Nicaragua y familia boomten, leerten sich die Liegestühle. Ihre samtigen Karibiksounds verbreiteten Tanzwut, Urlaubslaune und Lust auf Pina Colada - auch wenn die Getränkepreise nicht sonderlich mensa-like waren. Im Anschluss verwöhnten alle Indie - Rucker unter uns. Und wo-HipHop-mannsorgte Machine für ein einheitliches Publikum von ausgehenden Händen, die dem Beat wippend gehorchten. Nach Madsen zog es einen Schub Nachzügler aus dem Schwimmbad auf den Campus, die 2000 Zuschauer wurden komplett. Dank der Sam Ragga Band loderte die Stimmung vollends auf, Schuhe flogen an die Seite und es wurde wild geraggaet. Die Headliner Clueso regten schließlich mit sanften HipHopbeats unter mittlerweile stockdunklem Himmel zum Träumen an. Entspannung pur. Kaum Gedrängel. Niemand riss sich darum, am Graben zu stehen. So machen Festivals Spaß - die Studis von Lunatic e.V. können Stolz auf ihren zweiten Coup sein.

**Die Stimmung
loderte voll-
ends auf und
es wurde wild
geraggaet**

Astra Kid
- Rucker unter
der Ex-EinZ-
per Dende-
mit Mirko
ein einheit-
blikumbild
streckten

„Ich stehe da und zeige, dass ich traurig bin.“

Lina Brion
lina@freihafen.org

Schwarz-Weißes Flackern. Töne, die knistern, zittern, surren. Ein paar Hüpfen, zwei, drei flüchtige Boxer in die Luft. Eine zerbrechlich hohe Kopfstimme setzt an, ein Gefälle schmerzlich schöner Melodien und vertrackter Geräusche purzelt sich zärtlich reibend ins Publikum, eine verzaubernd und zugleich verstörend wirkende Energie sickert unter die Haut.

Es ist das Release-Konzert von „The Ayes Will Have It“, des neuen Albums von Patrick Zimmer a.k.a. finn. Darauf taucht er in den Tiefen scheinbar unergründbarer Melancholie, entdeckt das Glück in der Tristesse, zelebriert dies, sogar tanzend.

Vom Cover blickt dazu mit übergroßen Augen und schmal einfallenden Wangen ein schwarz-weiß gestricheltes Comicgesicht. Zusammen mit der Zeichnerin Zaza entwickelt Patrick Zimmer Bilderreihen, welche die Freundschaft des Jungen finn mit der Katze tomka porträtieren und den EPs des Künstlers beigelegt werden.

Wer ist finn? finn ist nicht leicht zu fassen. Patrick Zimmer ist finn, seine Band ist finn, eine zweidimensional-papierene Figur ist finn, tomkas bester Freund ist finn. Und irgendwo steckt er in uns allen, bohrt mit unschuldigem Blick in unserem verletzlichen Kern, bringt uns dazu, mit verklebten Wimpern aus einem völlig verheulten Gesicht aufzutauhen, versonnen lächelnd.

FREIHAFEN: Wie viel deiner selbst steckt in finn?

Patrick Zimmer: Sein Charakter spiegelt mich natürlich wider. Aber ich würde nie so weit gehen zu sagen: Das bin ich. Dennoch benutze ich finn sehr viel, um mich über mich selbst lustig zu machen. Man kann mit so einem Charakter spielen, herumspinnen und sich selbst total überziehen.

Welche Eigenschaften zum Beispiel?

Meine Eitelkeit. Über die mache ich mich selbst gerne lustig, auch weil so oft Eitelkeit mit Arroganz verwechselt wird. Genauso überziehe ich mein Slackertum, meine Unfähigkeit, mich in gewisse Sche-

mata einzufügen. finn ist ein klassischer Slacker. Er macht nur, worauf er Lust hat. Ist dabei ein ruhiger, überlegter Typ. Deshalb gibt es da noch tomka. Sie ist sein Sprachrohr, weil er lieber schweigt. Alles, was finn denkt, gut oder schlecht findet, das sagt eigentlich sie, während er der stille Beobachter bleibt. Sie ist die Kesse, die sich über ihn lustig macht. Und dann ist da noch die weibliche Seite, die ich bei mir schon daran ablese, dass ich fast nur beste Freundinnen habe. finn ist auch ein sehr weiblicher Typ.

Steckt eine bestimmte Absicht hinter dem Comic?

Es geht hauptsächlich um die Beziehung der beiden Charaktere zueinander. Ich habe mir nicht vorher überlegt, wie ich dieses oder jenes politische Thema aufgreifen und vermitteln kann. Ich arbeite mich intuitiv vor. Da stecken meine Ansichten und mein Charakter automatisch mit drin. Ich bin der Ansicht, dass jeder Mensch in seinem Verhalten und Tun eine Politik in sich trägt. Was ich mir kaufe, wo ich mich aufhalte, mit wem ich mich umgebe. Alles, was wir tun, ist irgendwie politisch.

Wie hat es bei dir mit der Musik angefangen?

Ich habe erst mit 18 angefangen, Gitarre zu spie-



Illustration: Uta Röttgers

len. Ich hatte drei Stunden Unterricht, fand das total doof und habe mir deshalb das Gitarrespielen selbst beigebracht, eigene Sachen ausgedacht, herumprobiert. Ziemlich dilettantisch wahrscheinlich. Ich vergleiche meine Art Lieder zu schreiben gerne damit, wie man als Kind eine Burg baut. Man hat alle Möglichkeiten und spielt einfach damit herum.

Du hast in der 13. Klasse die Schule abgebrochen?

Ja, ich sah keinen Sinn mehr darin. Ich wollte nur noch Musik machen.

Was geht einem bei dieser ja sehr wichtigen Entscheidung im Kopf herum?

Das war eine Art von Besessenheit, aber im positiven Sinne. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich gespürt, dass ich etwas wirklich will und auch kann. Ich hatte mein Element gefunden. Da kann es in dem Moment auch gar keinen Kompromiss geben, das muss man dann durchziehen. Mittlerweile könnte ich natürlich sagen, ich hätte die Schule zu Ende bringen sollen, warum auch immer. Aber das hatte eine Form von Rebellion. Ich hatte schon immer Probleme damit, mich in die Gesellschaft einzufügen, weil ich mit vielen ihrer Werte nichts anfangen kann. Da beißt irgendetwas, das ich nicht nachvollziehen kann. Dieses elitäre, erfolgsgerichtete Denken, das trägt teilweise schon faschistoide Züge. Das kann ich mit mir nicht vereinbaren, da muss ich gegen angehen, das ist fast zwanghaft.

Was meinst du damit genau?

Natürlich beinhaltet es eine Kritik am politischen System, wobei ich nicht behaupte, ein Anti-Kapitalist zu sein. Denn ich lebe im Kapitalismus und müsste mich sonst dem entziehen. Es geht mir vor allem um das soziale System, den zwischenmenschlichen Umgang. Es geht um Erfolg, darum, gut auszusehen und gut drauf zu sein, zu funktionieren. Und auf dieses Funktionieren habe ich keine Lust. Ich würde mich wie eine Maschine fühlen und glücklich sein. Es geht nicht. Und für mich Glück.“ das habe ich damals mit meinem Schulabbruch auf etwas kindliche, rebellische Art durchgezogen. Bereut habe ich es nie. Wenn ich eine Entscheidung treffe, ist die so emotional gesteuert, dass kein Weg daran vorbei führt, die Sache durchzuziehen. Ich will einfach glücklich sein.

Und bist du es?

Ich bin glücklich, ja. Das ist schon erschreckend, wenn einen die Leute fragen, wie es einem geht und man sagt: „Sehr gut!“, dann fragen sie: „Was? Sehr gut?“

Deine Musik aber wirkt traurig, melancholisch...

Melancholie ist für mich Glück.

Macht traurige Musik glücklicher als fröhliche?

Was mich bei Kunst primär glücklich macht, sind hundertprozentig authentische Gefühle, das können sowohl fröhliche als auch traurige sein. Melancholie ist so eine Zwischenwelt. Wenn ich gut drauf bin, geht es mir gut, aber ich kann nichts daraus ziehen. Dann hinterfragt man die Dinge ja auch nicht, sondern genießt einfach. Trotzdem bin ich nicht pessimistisch, im Gegenteil. Ich empfinde das Leben bei Melancholie einfach am stärksten und intensivsten. Ich bin von Natur aus melancholisch.

Manche Menschen sind der Ansicht, traurige Musik mache depressiv.

Viele Menschen haben Angst davor, zu sich selbst vorzustößen. Melancholische Musik hat für manche Leute etwas anstößiges. Ich stehe da und zeige, dass ich traurig bin. Ich zelebriere das. Das finden viele aber furchtbar und sagen: „Was will der Flennsack, soll er doch nach Hause gehen und sich allein ausheulen.“ Das hat auch mit der Gesellschaftsentwicklung zu tun, dem Fun-Faktor, der überall eine Rolle spielt, auch bei Freundschaften. Wie viele Leute wollen sich tatsächlich noch mit dir beschäftigen? Wo tauchen nicht schon Grenzen auf, sobald es schwierig wird, wer ist dann wirklich noch da? Wie viele wollen sich nur mit Leuten umgeben, die ihnen Spaß bereiten? Traurigkeit ist ein Tabuthema geworden.

Auf Konzerten vermittelst du deine Texte häufig mit körperlich dargestellten Bildern, einer Art Zeichensprache. Wie kam es zu dieser Art der Performance?

Ich habe mir nie vorher überlegt, wie ich das Ganze bildlich transportieren könnte. Das kam beim Proben ganz von selbst, dass ich den Text mit Zeichen dargestellt habe. Mir ist wichtig, dass es intuitiv passiert, spontan und authentisch. Obwohl mir der visuelle Aspekt einer Show extrem wichtig ist, weil dieser auch die Ästhetik der Musik vermittelt. Ein Konzert ist ja eine Live-Performance. Sonst könnte man sich die Platte auch zu Hause anhören.

Intuition scheint eine große Rolle für dich zu spielen.

Es gibt diesen klischeebeladenen Satz: Kunst kommt nicht von Können sondern von Müssen. Genau so sehe ich das. Ich muss das machen. Das steckt in mir drin, es ist wie Tagebuchschreiben. Deswegen würde ich auch niemals meine erste Platte bereuen. Man geht auch nicht in seinem Tagebuch herum und korrigiert Texte von vor zwei Jahren. Die waren in dem Moment berechtigt und gehören zu mir und fertig.

Weitere Informationen unter:
www.finn-music.com



Foto: Jennifer Mira Ackermann



Das Spiel und der Tod



Fotos: Wikimedia Commons

Die Maya waren ein friedliches Volk? Von wegen. Nicht einmal beim Spielen verstanden sie Spaß - was allerdings der Stimmung auf den Tribünen keinen Abbruch tat.

Dunkel ist es und neblig. Der Bus scheint nur so vor sich hinzukriechen, draußen ist die geheimnisvolle Silhouette des Urwaldes zu erkennen. In diesen frühen Morgenstunden erreichen wir Palenque, eine gut erhaltene Maya-Stätte mitten im Nirgendwo, umgeben von riesigen Bäumen, Lianen, Flechten und dichtem Gestrüpp. Die Ruinen selbst wurden für bequeme Touristen freigelegt, einen Kilometer weiter wurde ein schickes Museum aus dem Boden gestampft. Aber erst die alten Gemäuer verschlagen uns den Atem - aufgrund ihres Anblicks und vor allem wegen der nicht enden wollenden Stufen. **Jede Menge Blut, große Messer und abgetrennte Köpfe** Die selbstredend nicht abgesichert sind und noch glitschig vom letzten Regenguss. Die Aussicht von oben belohnt uns allerdings: Besonders gut überblickt man das Pelota-Spielfeld der Maya. Hier also haben schon vor etwa 3000 Jahren Menschen mit Gummibällen gespielt. Der gravierende Unterschied zum modernen, fünfjährigen Flummi-Automaten-Fan ist, dass die Spieler keineswegs ihren Spaß dabei hatten - obwohl der

erste springende Ball der Menschheitsgeschichte zum Einsatz kam. Die Maya waren auch nicht, wie immer wieder behauptet, ein besonders friedliebendes Volk. Palenque führte beispielsweise stets Kriege gegen Tikal im heutigen Guatemala, wobei es aber nicht um Land ging, sondern hauptsächlich um Kriegsgefangene. Zum Arbeiten oder, um Schätze zu erpressen? Weit gefehlt: Die Tradition verlangte es, den Göttern bisweilen Menschenopfer zu bringen. Und dort kam der Kautschukball ins Spiel, der auf dem Feld der gegnerischen Mannschaft aufkommen sollte - oder, in anderen Regionen, durch einen steinernen Ring in zehn Metern Höhe bugsiert werden musste. Gespielt wurde ausschließlich mit Hüfte, Ellenbogen, Hintern und Knien. Handspiel war verboten. Die Spieler trugen eine Art Rüstung, da der Ball die Ausmaße eines Fußballs haben konnte, drei Kilo wog und der Zusammenprall mit einem menschlichen Körper damit sehr schmerzhaft ausfiel. Der Ball sollte den Lauf der Sonne nachahmen und durfte die Erde deshalb nicht berühren. Der Kapitän einer Mannschaft war oftmals ein bedeutender König des rivalisierenden

Stammes - und der wurde nach gewonnenem Spiel keineswegs bejubelt und anschließend begnadigt. Reliefs am Rand der 600 erhaltenden „Stadien“ in Mexiko zeigen jede Menge Blut, große Messer und abgetrennte Köpfe. Die meist vertretene Auslegung ist, dass der Kapitän oder gleich alle Spieler der Siegermannschaft dem Sonnengott geopfert wurden, um diesen milde zu stimmen und eine gute Ernte hinauf zu beschwören. Das wird zwar heute, man denke etwa an den Wirtschaftsaufschwung, nicht mehr praktiziert, die Zuschauertribünen gab es allerdings bereits damals: Dicke Mauern oder Treppen säumten das Feld, auf ihnen sah man stimmungsvolle Musikanten und tänzelnde Frauen, sozusagen die allerersten Cheerleader der Geschichte. Für die Opfer sollte es schließlich eine Ehre, gar ein freudiges Ereignis sein, in eine andere Welt überzutreten. Bundeskanzler Schröder forderte vor einigen Jahren bei einem Besuch den mexikanischen Präsidenten Vicente Fox keck zu einem Elfmetern heraus - ob er wohl wusste, was ihm vor 3000 Jahren bei einem Sieg geblüht hätte?

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org

„Ich bin einer von Ihnen“

Tung Nguyen
tung@freihafen.org

Ein Sozialarbeiter aus Mümmelmannsberg erzählt über seinen Job und über die Problematik in seinem Viertel.

Endstation Mümmelmannsberg, bitte alle aussteigen“ tönt es täglich aus den Lautsprechern der U-Bahn. Der Satz klingt schon fast sarkastisch, wenn man bedenkt, dass Mümmelmannsberg vor Jahren wirklich eine Art „Endstation“ für ausländische Einwanderer in Hamburg war, eine Siedlung für Einwanderer. Generationen von ausländischen Jugendlichen sind hier in Mümmelmannsberg aufgewachsen, unter Bedingungen, die Viertel mit einer hohen Ausländerrate und vielen Subkulturen oft an sich haben: viel Kriminalität, viel Armut und vielen kulturellen Konflikten. Zu diesen Jugendlichen gehörte auch Tory Mohmand. Tory ist Sozialarbeiter im Haus der Jugend (HDJ) Mümmelmannsberg. Er ist Anfang 30 und wohnt mit seiner Familie seit seiner Einreise nach Deutschland 1989 in Mümmelmannsberg. Mehrmals in der Woche gibt er im HDJ u.a. Fußball-, TaeBo- und Boxtraining.

Seit nun über 20 Jahren kümmern sich das HDJ Mümmelmannsberg um die Belange der Jugendlichen im Stadtteil. In einem Interview erzählte uns Tory viel über seine Arbeit und Problematiken des Jobs.

FREIHAFEN: Wie lange bist du schon hier als Sozialarbeiter tätig und wie bist du auf den Job gekommen?

Tory Mohmand: Hauptberuflich war ich bis 1996 Koch und hab vier Jahre im Alsterhaus gekocht. Nebenbei hatte ich als Honorarkraft im HDJ TeakWanDo unterrichtet. Es hat mir sehr viel Spaß gemacht und durch das Training habe ich vielen Jugendlichen geholfen, etwas aus sich zu machen und sich in die Gesellschaft zu integrieren. Später wurde ich dann darauf angesprochen, eine feste Stelle beim HDJ anzunehmen und das habe ich gemacht.

Woraus besteht deine Arbeit allgemein außerhalb des Trainingsprogramms?

Wir unternehmen mit den Leuten hier sehr viel, damit sie sich wohl fühlen und müssen deshalb auch sehr vieles richtig planen. Ich bereite z.B. Kochstunden vor und organisiere Partys am Wochenende. Mein Hauptziel ist es, den Jugend-

lichen durch den Sport zu helfen, die sozial oder gesellschaftlich benachteiligt sind. Leute, die auf die schiefe Bahn geraten, wieder disziplinierter zu machen und Jugendlichen, die vielleicht nicht so sportlich sind, etwas Motorik zu vermitteln. Oft helfe ich aber auch Jugendlichen, eine Lehrstelle oder einen Job zu finden und helfe beim Schreiben von Bewerbungen. Generell steht in der Stadtteilarbeit viel an, weil es überall Probleme gibt, es ist ein echter Full-Time-Job.

Hast du in deinem Job überhaupt noch Freizeit?

Der einzige Tag in der Woche, an dem ich frei habe, ist Montag, weil dann Mädchentag im HDJ ist. Dann hab ich etwas Zeit für mich und kann mich auch um meinen kleinen Sohn kümmern, den ich wegen meiner Arbeit nicht so oft sehe.

Du bist als Trainer und Betreuer sehr beliebt, liegt das zum Teil daran, dass du - wie die Meisten hier - kein Deutscher bist?

Ich denke, es liegt einfach nur an meinem Umgang mit den Leuten. Wenn ein deutscher Sozialarbeiter sich genauso gut mit den Kindern und

Jugendlichen hier versteht wie ich, wird er genauso beliebt. Ich gebe nie jemandem das Gefühl, dass ich etwas Besonderes bin. Ich stamme selbst aus Mümmelmannsberg, kenne die Probleme hier und gehöre einfach dazu. Ich habe aber auch schon von anderen Sozialarbeitern gehört, die in ihren Sportvereinen gute Trainer waren, sich bei der Arbeit mit Jugendlichen im HDJ aber nicht durchsetzen konnten, weil sie einfach noch nie in diesem Milieu gearbeitet haben.

Ich bin während meiner Arbeit kein Sozialarbeiter, sondern ein Kumpel und das kommt bei den Jugendlichen gut an.

Kannst du dir noch irgendeinen anderen Job vorstellen?

Nein, ich arbeite seit über zehn Jahren mit den Jugendlichen zusammen und bin inzwischen zu verwurzelt mit meiner Arbeit. Selbst in meiner Freizeit denke ich sehr oft an meine Arbeit, ob etwas passiert ist, ob alles klar ist. Ich kann mich nicht komplett von all dem trennen.

Vielen Dank für das Interview.



Foto: stock.xchng



Foto: Tung Nguyen

jetzt anmelden
www.jugendmedientage.de



JUGEND MEDIEN TAGE 05



MEDIEN. EUROPA. ZUKUNFT.

30. September bis 3. Oktober in Hamburg

Veranstalter



Kooperationspartner



Premiumsponsor



Medienpartner



In Zusammenarbeit mit und unterstützt von
Die Norddeutschen Jugendherbersverbände, Horn Druck&Verlag, Medienstiftung Hamburg, ZEIT-Stiftung, Friedrich Ebert Stiftung, Netzwerk Recherche, Europäisches Informationszentrum Jean-Monnet-Haus, St
european youth press, Deutsche Journalistinnen und Journalisten Union, Deutscher Journalisten Verband Hamburg, Kunstschule Wandsbek, VW Nutzfahrzeuge, T-Mobile, NOKIA, Deutsche Phono Akademie, Juge